Kleine
Kinderbibliothek.

Herausgegeben
von
J. H. Campe.

Neue Auflage.

Sechster Theil.

Wien,
gedruckt im k. k. Taubstummen-Institute
1789.

Friz, der Näscher.

Friz war ein herzengufer Junge,
Und Lernen war ihm nur ein Spiel;
Doch auf den Wohlschmak seiner Zunge
Hielt leider! Frizchen gar zu viel.

Ihm thak's im Erd und Himbeersuchen
Von allen Jungen keiner nach,
Und fraun! er wär' um ein Stück Kuchen
Gekletfert auf das Rathhausdach.

Mit Diebstahl häft' er sein Gewissen
Um alle Welt zwar nicht beschwert,
Allein im Punkt der Leckerbissen
War's doch nicht so ganz unversehrt.

Selbst ein Paar Kirschen oder Pflaumen
Zu stehlen hielt er für erlaubt;
Denn ach! ihm hatte schon sein Gaumen
Die Herrschaft über sich geraubt.

Die Speisekammer zu bemausen
Stieg er ins Fenster einst hinein.

Da, dacht' er, giebt es was zu schmausen!
Da wird gewiß noch Torte seyn!

Doch diesmal fand der gute Schlucker
Sich sehr betrogen. Wie er sah,
Stand nichts, als nur ein wenig Zucker
In einem irdnen Näpfchen da.

Mit seinem nassen Finger düpfte
Der Leckermund das Näpfchen aus,
Und aus dem ofnen Fenster schlüpfte
Der Dieb gleich einer Katz hinaus.

Doch bald fing er sich an zu krümmen,
Gleich einem Wurm, und ächzt' und schrie;
Denn solch' ein Brennen, solch ein Grimmen
In den Gedärmen fühlt' er nie.

Vergebens war's, um Hilfe flehen;
Sein Naschen bracht ihn mördrisch um.
Was er für Zucker angesehen,
War größtentheils Arsenikum. *)

Gökingk.

Das reinliche Kind.

Zu Paris war ein kleines Mädchen, welches man die niedliche Marion nannte.

Diese Marion war so reinlich, daß es ein Vergnügen war, sie anzusehn.

Wann sie aß, oder trank, oder spielte, nahm sie sich immer sehr in acht, daß sie sich ja nicht beschmuzte; und sobald sie merkte, daß ihre Hände oder ihr Gesicht nur im gerinsten unrein waren, gleich lief sie zu ihrer Mutter, und sagte:

*) Ein starkes Gift.

„Liebe Mutter, sieh, da sitzt mir was Schmuziges; sey doch so gut, und wasche es mir ab!„

Von ihrem fünften Jahre an that sie dieses selbst; und da bat sie sich nur Wasser und ein Handtuch aus, so oft sie etwas Schmuz an sich bemerkte.

Ihre Wäsche war immer weiß, wie Schnee, und an ihren Kleidern sahe man niemals was Beflecktes oder Zerrissenes.

Eine vornehme Dame, welche dieses an der niedlichen Marion bemerkt hatte, erzählte es der Königin; und die Königin befahl ihr, die kleine niedliche Marion zu ihr zu führen.

Das geschahe.

Die Königin war erfreut, das liebe kleine Geschöpf zu sehn. Marion wollte ihr den Rock küssen, aber die Königin gab ihr einen Kuß auf den Mund.

Sie ließ auch die kleinen Prinzessinnen kommen, daß sie mit ihr spielten; und zulezt gab sie ihr schöne allerliebste Spielsachen, die ganze Schürze voll.

Seht, Kinder, so macht man sich beliebt durch Reinlichkeit!

Hört nun auch, wie es einst einem unreinlichen Kinde gieng. Dieses war Kasimir der Schmuzige, in der russischen Stadt Moskau.

Hatte man je einen jungen Schmußlümmel gesehn, so war es dieser.

Seine Hände, sein Gesicht, seine Kleider waren immer so beschmuzt, daß er fast einem Schorsteinfeger ähnlich sah.

Wer ihn ansahe, der empfand Eckel, und mußte das Gesicht von ihm weg kehren.

Eines Tages wollte der russische Kaiser seinen Kindern, den jungen Prinzen und Prinzessinnen ein Vergnügen machen. Er befahl

also, daß man hübsche Kinder aus der Stadt nach seinem Schlosse führen sollte.

Unglücklicher Weise führte jemand den Kasimir auch herbei. Seine Eltern hatten ihn zwar reinlich angezogen, aber ehe er auf dem Schlosse ankam, hatte er sich, seiner Gewohnheit nach, von unten bis oben wieder besudelt.

Jezt trat der Kaiser in den Saal, und hatte eine rechte Freude über die vielen artigen und reinlichen Kinder, die er da versammelt sah.

Auf einmal fiel ihm der schmierige Kasimir in die Augen.

„Wer, fragte er, hat uns dieses Schweinchen hergeführt? Fort mit ihm zum Schorsteinfeger!“

Sein Befehl wurde erfüllt. Kasimir mußte Schorsteinfeger werden.

Die andern Kinder lobte der Kaiser, und beschenkte sie, da sie wieder zu Hause gingen, mit vielen wunderschönen Sachen.

Schlözer.

Seiner liebsten Großmama

an ihrem acht und siebenzigsten Geburtstage gewidmet.

Ganz von weiten hört' ich neulich,
Irgendwo leb' izt ein Mann,
Der in taftnen Kugeln eilig
Durch die Lüfte fliegen kann.

Könnt' ich solch ein Luftschif krigen;
Meinen Spaartopf gäb' ich hin,
Und nach Hamburg wollt' ich fliegen,
Wo ich nie gewesen bin.

Nicht, um Marzipan und Kuchen,
Sind sie gleich in Menge da,
Nein, um Dich dort aufzusuchen,
Liebste, beste Großmama!

Deinen Armen zuzufliegen,
Wäre mir weit größre Lust,
Freudeweinend mich zu schmiegen
An die lieberfülte Brust,

Die, auch fern, mit holder Treue
Den beglükten Enkel liebt,
Ihm von Zeit zu Zeit aufs neue
Proben dieser Liebe gibt.

Doch vergebens! Deines Blickes
Bleib' ich immer noch beraubt;
Nur dies Stammeln meines Glückes,
Nur die Lust ist mir erlaubt,

Oft mit innigem Vergnügen
Deines Lebens mich zu freun,
Oft in mangelhaften Zügen
Dir zu schreiben: Ich bin Dein.

Ich bin Dein! und wohlgefallen
Wirds ihm, der Dich mir geschenkt,
Wenn vor ihm mein kindlichs Lallen
Täglich betend Dein gedenkt:

Deine Milde, Welterhalter!
Trägt uns alle, Groß und Klein;
Segne Sie, und laß Ihr Alter
Froh, wie meine Kindheit, seyn!

Eschenburg.

Seinem liebsten Großpapa

an seinem acht und sechzigsten Geburtstage gewidmet.

Um in Deinen Arm zu eilen,
Liebster, bester Großpapa,
Brauch ich nicht die Luft zu theilen;
Wenig Sprüng'; und ich bin da.

Täglich hüpf' ich gern hinüber,
Bringe Dir den Morgengruß;
Doch, noch freudiger, noch lieber
Hasch' ich heute Deinen Kuß.

Täglich fühl' ich, daß dein Leben
Glück und Wonne mir beschеerk;
Doch, der Tag, der dirs gegeben,
Macht mir's doppelt süß und werth.

Und den Tag muß ich besingen;
Frisch! ein Liedchen aufgespielt!
Sollt's auch wie die Klapper klingen,
Die ich jüngst von Dir erhielt.

Gelt! es dünkt vielleicht Dir besser,
Wird Dir mehr behaglich seyn,
Als brächt' ich, gelehrter, grösser,
Dir das zierlichste Latein!

So behagt mein Lied vom Müller*)
Mein Kartoffelnlied, **) mir mehr,
Als des Opernsängers Triller,
Klatschte man ihm noch so sehr.

So wird hier beim kleinen Mahle
Mehr der Freuden aufgetischt,

*) Es ging ein Müller wohl übers Feld, u. s. w.
**) Im fünften Bändchen der Kinderbibliothek.

Als, wo steif im Galasaale
Langeweile Karten mischt.

Aelfern, Tanten, Onkel, Freunde!
Macht beim hellen Gläserklang
Eine jauchzende Gemeinde,
Stimmt in meinen Vorgesang:

„Mit dem besten Saft der Reben
Weiht dis neue Lebensjahr!
Fröhlichs Herz! und langes Leben!
Und Gesundseyn immerdar!“

Midas.

Ein Mährchen für Kinder, bei langen Winter-Abenden.

Kommt, ihr Kinder, laßt uns näher rücken
Zu dem Ofen, denn die Winde wehen kalt.
Könnt ja schreiben, lesen oder stricken,
Bis der zehnte Glockenschlag erschallt.
Scheint es doch, als wenns euch nicht behagte;
Wollt ihr lieber schlafen? — seyd doch nur gescheid!
Hörtet ihrs, was heut der Vater sagte?
Kinder, nichts ist edler, als die Zeit!
Seht, das sprach er. Doch was gebt ihr mir?
So erzähl ich Mährchen euch dafür.
Ha! wie wacker werden da die Augen!
Still! gebt Ach! — Nun wartet, was erzähl ich gleich?
Nichts vom Kobold; denn das soll nicht taugen;
Nichts vom Teufel auch, sonst wüßt ich euch
Von der grossen Brücke zu erzählen,
Bei Stadt Regensburg, wo Satan ließ sich sehn, *)

*) Wie nämlich ein dummes Mährchen sagt.

Und begehrt hat der drei ersten Seelen,
Die zuerst darüber würden gehn;
Wie er aber nur, zu seinem Gram,
Ein paar Hähn' und einen Hund bekam.
Nichts von dem! denn ob er schon kein Härchen,
Troz den großen Krallen,*) euch zu krümmen
weiß,
Wird euch doch bei solchen Teufels-Mährchen,
Gleich als ständ er hinter euch, schon heiß.
Possen sinds mit dem gehörnten Mohren!
Nun ein anders. Lustig! hört, izt hab' ich Eins;
Das von König Midas Esels-Ohren;
Schnakscher und possierlicher ist keins. —
Kleiner, setz' einmal den Schirm vors Licht;
Uhd, du, wackle mit dem Stuhle nicht!
Dieser Midas, der im Phriger Lande
Schon zu Olims Zeit gelebt wohl haben muß,
War ein König, doch zu seiner Schande,
Nur ein schlechter, aber von sich eingenommner
Musikus:
Daraus könnt ihr ohngefähr ihn schäzen.
Ueberhaupt schien's eben nicht gar helle
In dem Kopfe des Monarchen auszusehn.
Freilich hielt er eine Hoftapelle,
Und versäumte nie, hineinzugehn;
Pan, der Direktör von dem Gesindel,
Sagt' ihm noch darzu gar derbe Schmeichelein,
Mußt auch drum mit seinem Notenbündel
Ganze Tag' oft bei dem König seyn.
Eine Pfeiffe, wie aus Rohr ihr könnt
Selbst euch schnizen, war sein Instrument.
Darauf piept' und dudelt' er, und krähte
Täglich vor dem König Töne rauh und dumpf;
Diesem klang's so süß wie Quanzens **) Flöte,
Andern wurden alle Zähne stumpf.

---

*) Womit der Aberglaube ihn gemahlt hat.
**) Ein großer Flötenspieler.

Schmeicheleien sind nicht leicht zu kragen,
Auch dem Stümper Pan verrückten sie den Kopf,
Daß er sich vermaß, es wohl zu wagen,
Dem Apol es gleich zu thun; — der Tropf!
Dem Apol! ei ja, ich dächte gar!
Wißts doch, daß das der Musikgott war?

Der vernahms, und hals ihm sehr verdrossen;
Wie man Künstler denn sehr leicht erzürnen kann.
„Hör, Verwegener, ich bin entschlossen,
Dir zu zeigen," sprach er zu dem Pan,
„Daß der Wehrt von einem Kupferdreier
Bei Vernünftigen dem Wehrt des Thalers weicht;
Daß man mit den Tönen meiner Leier
Eine Lumpenpfeiffe nicht vergleicht;
Zeigen will ich dirs. — Izt spiele du,
Dann spiel ich, und Midas hört uns zu."

Beide spielten. Pan, so gut er konnte,
Midas wußts ihm durch ein Schmunzeln Dank;
Als Apol nunmehr sein Spiel begonnte,
Ha! das war ein andrer Silberklang!
Wie die Finger lebten! Wie behende
Sank er in die Tiefe, schwang er sich zur Höhe!
Endlich nahm die Herrlichkeit ein Ende,
Alles schwieg; selbst Pan erröthete,
Und mit stolzem Blick, noch stolzerm Sinn,
Legte da Apol die Leier hin.

Midas räusperte sich erst, und machte
Wirklich dem Apol ein kleines Kompliment,
Und dann hub er an: ja, wenn ichs recht betrachte,
Spielst du zwar, wie jeder gern bekennt,
Gut genug, auch hielt ich dich beinahe
Für den besten Musikus in unsrer Stadt;
Doch daß Pan — das, guter Freund! bejahe
Selbst nur gleich! — mehr Reiz für Kenner hat!"
„Esels-Urtheil! rief Apol, du Thor!
„Trage drum auch ewig Esels Ohr!"

Und im Augenblick behaarten sich die Ohren,
Wurden lang und spitz, und ragten überm Schopf.
Wer's nicht wußte, hätte wohl geschworen,
Sie gehörten einem Eselskopf.
Nur vergebens reuts ihn, daß zur Hitze
Er durch Unverstand den sanften Gott bewog;
Eine greulich ungeheure Bärenmütze,
Die er bis ans Kin herunterzog,
Mußt er fragen künftig, und daraus
Guckt er nun, wie aus dem Flachs die Maus.

Nun, ihr Kinder, hab ich ausgeschichtet,
Fürchtet ihr euch vor den langen Ohren nicht? —
Ja, sprecht ihr, das ist ja nur erdichtet;
Nun so ganz ists doch wohl nicht erdicht't;
Fürchtet immer nur die Eselsohren!
Seyd nicht sicher, mancher trägt sie unsichtbar.
Aus dem Mährchen hab ich auserkoren
Eine Regel, merkt sie euch! sehr wahr:
Daß man den, der dummes Urtheil fällt,
Leicht für Midas würd'gen Enkel hält.

Frl. von Hagen.

Ein bewährtes Mittel recht lange, recht gesund, und recht froh zu leben.

Wer von euch, ihr Kinder, hat Lust, ein recht hohes Alter zu erreichen? Und wer von euch wünscht immer recht gesund und froh zu seyn? Der höre mir zu!

Ich habe ein sichres Mittel dazu entdeckt; hört, wie ich das angefangen habe.

Ich las in den Zeitungen: bei London in England sey ein Mann gestorben, der habe hun-

dert und zehn Jahre gelebt, der sey nie krank, sondern immer munter und vergnügt gewesen.

Gleich schrieb ich hin nach London, und fragte: wie hat der Mann denn das gemacht, daß er so alt geworden und immer so gesund und vergnügt gewesen ist? Und ich erhielt zur Antwort:

„Er war immer freundlich und gefällig gegen jederman; zankte sich niemals in seinem ganzen Leben; aß und trank nie mehr, als er nöthig hatte, um keinen Hunger und Durst zu leiden, und war immer fleißig und arbeitsam von früher Jugend an. Deswegen ist er so alt geworden!“

Das merkte ich mir in mein Gedächtnißbuch, worin ich dasjenige aufzuschreiben pflege, was ich nicht wieder vergessen will.

Bald darauf las ich wieder in den Zeitungen: bei Stokholm in Schweden sey eine Frau gestorben, die habe hundert und funfzehn Jahr gelebt; die sey nie krank, sondern immer munter und vergnügt gewesen.

Gleich schrieb ich nach Stokholm, und fragte: wie hat die Frau denn das gemacht, daß sie so alt geworden und immer so gesund und so vergnügt gewesen ist? Und ich erhielt zur Antwort:

„Sie war immer eine große Freundin von Reinlichkeit; wusch sich alle Tage nicht nur Hände und Gesicht, sondern auch den ganzen Oberleib und die Füße mit kaltem Wasser. So oft sie aber Gelegenheit dazu hatte tauchte sie sich ganz und gar in kaltes Wasser ein. Daneben aß und trank sie keine Leckereien, Zuckerbrod, keinen Kaffee, keinen Thee und keinen Wein. Deswegen ist sie so alt geworden!“

Das merkte ich mir abermals in meinem Gedächtnißbuch.

Wiederum las ich in den Zeitungen: bei Petersburg in Rußland seye ein Mann gestorben, der habe hundert und zwanzig Jahr gelebt; der sey nie krank, sondern immer munter und vergnügt gewesen.

Gleich schrieb ich nach Petersburg, und fragte: wie hat der Mann denn das gemacht, daß er so alt geworden, und immer so gesund und vergnügt gewesen ist? Und ich erhielt zur Antwort:

„Er stand immer früh auf, legte sich immer früh zu Bette, schlief nie mehr als sieben Stunden, war nie müssig, arbeitete oft und viel in freyer Luft, besonders in seinem Garten, saß und gieng nie krum oder schief, sondern immer ganz gerade, und verschmähete von ganzem Herzen die üppigen Vergnügungen der Stadtleute, an denen er nie Theil nahm. Deswegen ist er so alt geworden!“

Ich schrieb mir auch dieses in das Gedächtnißbuch.

Endlich las ich noch einmal in den Zeitungen: Bei Edinburg in Schottland lebe noch jetzt ein Mann von hundert und zwanzig Jahren, der sey auch nie krank, sondern immer munter und vergnügt gewesen.

Gleich schrieb ich hin nach Edinburg, und fragte: wie hat der Mann das gemacht, daß er so alt geworden, und immer so vergnügt gewesen ist? Und ich erhielt zur Antwort:

„Er hat es eben so gemacht, wie der alte Mann bei London, wie die alte Frau bei Stokholm und wie der alte Mann bei Petersburg. Er habe sich aber besonders von früher Jugend an recht hart gewöhnt, habe nie über Frost oder Hitze oder über andere Beschwerlichkeiten geklagt; er sey bei Tag nie

zu warm gekleidet, und des Nachts nie mit Federbette bedeckt gewesen; er habe immer die einfachsten und natürlichsten Nahrungsmittel genossen, und sey nie müssig gewesen. Besonders rühme man von ihm, daß er in seiner Jugend seinen Eltern und seinen Lehrern immer viel Freude gemacht habe. Deswegen sey er so alt geworden!“

Nachdem ich auch dieses aufgeschrieben hatte, dachte ich bei mir selbst: nun wärest du ja wohl ein großer Narr, wenn du es nicht eben so machen wolltest, wie diese Leute es gemacht haben;

Ich schrieb mir also alles, was man von diesen alten und glücklichen Leuten mir gemeldet hatte, auf eine weisse Tafel, und hieng diese Tafel über meinem Schreibpult auf, damit es mir immer vor Augen schwebte, was ich thun und lassen müßte, um eben so lange und eben so vergnügt zu leben.

Alle Morgen und alle Abend las ich nun, was auf dieser Tafel stand, und bemühete mich, so viel mir immer möglich war, das alles eben so gut zu machen.

Und nun kann ich euch, ihr lieben Kinder, als ein ehrlicher Mann versichern, daß ich seit der Zeit viel gesünder und vergnügter gewesen bin, als ich jemals war.

Sonst hatte ich fast alle Tage Kopfweh; jezt alle Vierteljahr kaum noch ein einziges mal.

Sonst durfte ich, so oft es regnete, oder schneite, oder windig war, nicht aus der Stube gehn, wenn ich nicht Schnupfen, Husten, oder Bauchweh haben wollte: jezt gehe ich alle Tage bei jeder Witterung aus, und kriege keinen Schnupfen, keinen Husten und kein Bauchweh mehr.

Sonst konnte ich keine halbe Stunde gehn, ohne daß ich müde, entkräftet, oder schwindlich wurde: jezt kann ich vier Meilen wandern, ohne müde, entkräftet oder schwindlicht zu werden.

Ihr könnt denken, wie ich mich darüber freuen müsse! Denn es ist doch gar zu schön, immer recht gesund, frisch und stark zu seyn!

Aber ganz will es doch noch nicht mit mir gehn: alles was die alten Leuten thaten, kann ich doch noch nicht nachmachen. Den Kaffe, zum Exempel, den ich auch abgeschaft hatte, habe ich wieder anfangen müssen zu trinken, weil ich sonst nicht gut mit dem Kopfe arbeiten konnte.

Das machte mich bekümmert, und ich schrieb deswegen an den alten Mann bei Edinburg, um zu hören, was doch wohl die Ursache wäre, warum ich noch nicht in allen Stücken es eben so machen könnte, als er?

Und der alte Mann bei Edinburg antwortete mir: das kame daher, daß ich nicht früh genug, nicht schon als Kind so zu leben angefangen hätte. Jung gewohnt, als gethan, sagte er; jezt wäre ich schon viel zu alt dazu, um mich so sehr abzuhärten, daß ich eben so lange und eben so gesund und vergnügt, als er, leben könnte. Aber ich sollte doch nur fortfahren, mich nach ihm zu richten, so viel ich könnte: so würde ich wenigstens gesünder seyn und älter werden, als andere, die es nicht so machten.

Da dachte ich in meinem Sinn: ach, wer doch nun noch jung wäre: Wie wollte ich mich bestreben, alles dasjenige zu thun, was man beobachten muß, um es eben so weit in der Welt zu bringen, als jene alten Leute es gebracht haben!

Hätte mir das doch einer in meiner Jugend schon gesagt!

Glückliche Kinder, die ihr dies leset, da ihr noch jung seyd, und noch alles nachmachen könnt!

Was hindert euch, künftig eben so gesund, eben so vergnügt, und eben so lange zu leben, als der alte Mann bei London, die alte Frau bei Stockholm, und die alten Männer bei Petersburg und Edinburg?

Glückliche Kinder! C.

Die Fischer.

Es wohnt' ein Herr von Hare
Vor etwa funfzehn Jahren
Auf seinen Gute Wölbst;
Der hatte seine Freude
An seinen Söhnen; beyde
Erzog der Vater selbst.

Er ließ, sie zu vergnügen,
Bald einen Drachen fliegen,
Bald ihnen, doch von fern,
Im Forst die Eber zeigen,
Und bald Raketen steigen
Bis an den nächsten Stern.

Auf einem Teich, der mitten
Im Garten lag, durchschnitten
Sie oft auf einem Kahn
Die kleinen krausen Fluten,
Mit ihren Angelruthen
Den giergen Hecht zu fahn.

Dies Fischen und dies Wiegen
Im Kahn, war ein Vergnügen,
Das gern sich Tag für Tag

Gemacht die Junker hätten,
Nur daß der Kahn an Ketten
Und einem Schlosse lag.

Als Herr und Frau von Haren
Einst in der Kirche waren
Und sich des nicht versahn,
Da suchten ihre Jungen
Den Schlüssel, ach! und sprungen
Damit fort nach dem Kahn.

Bei herzlich frohem Muthe
Schwebt' ihre Angelruthe
Nun mitten übern Teich.
He! rief ein Hirt, der nahe
Am Zaun stand und dies sahe,
Säh' itzt der Vater euch!

Doch unsre Junker kehrten
Den Rücken ihm, und hörten
Die Warnung kaum mit an.
Itzt zukt die Schnur; o Freude!
O großer Fang für beide!
Ein Karpfen hängt daran.

Der Eine bückt sich über
Den Rand des Kahns; darüber
Wird ihm der Kopf zu schwer.
Der Bruder will nicht sinken
Ihn lassen; beid' ertrinken!

* * *

Folgt Ihr den Eltern mehr

Goekingk.

Die Freuden des Stadtlebens.

Karl, der achtjährige Sohn eines Landpredigers, hatte bisher die vielen Freuden genossen, welche das Landleben gewährt.

Ihr

Ihr Stadtkinder, wollt ihr hören, worin diese Freuden bestanden? Ich will sie euch erzählen.

Früh Morgens um sechs Uhr war er schon mit seinem Vater im Garten: und was gab es da?

O da gab es eine frische stärkende Morgenluft und herrlichen Sonnenschein, die einem das Herz so groß, so fröhlich machen!

Da gab es Blumen von allerlei Farben und Gestalten, die einen so süßen Wohlgeruch aushauchten!

Da gab's Erdbeeren, Johannisbeeren, Kirschen, Pflaumen, Stachelbeeren, Aepfel, Birnen, Aprikosen, Pfirsichen und Himbeeren!

Da gab es auch ein kleines Gärtchen, das unserm Karl ganz allein gehörte, das er selbst bearbeiten, bepflanzen und begießen half; und was in diesem Gärtchen wuchs, das kaufte die Mutter ihm für blanke Groschen ab!

Da war auch ein Bach, der den Garten umfloß, und in dem Bache waren Fische. Da stellte denn der Vater des Abends Netze aus, und des Morgens lief er hin mit Karln, zu sehn, wie viel sie jedesmal gefangen hatten.

Wenn dieses geschehen war, so durfte Karl mit seinen Schwestern noch eine ganze Stunde im Garten spielen: dann kam der Vater, und setzte sich mit ihnen in eine Laube, und lehrte sie tausend angenehme und nützliche Sachen, bald dies, bald jenes.

So verstrichen ein Paar Stunden, ohne daß sie wußten, wie?

Nun gieng Karl mit dem Vater wieder an den Bach. Sie entkleideten sich, und plunsch! sprangen beide in das Wasser, und plätscherten: wie die Enten.

O das war auch eine rechte Herzenlust!

Erquickt und gestärkt durch das kühle Bad, gieng jeder an seine Gartenarbeit; oder man besuchte das Feld, die schönen Saaten zu besehen, oder die Weide, wo das Vieh gieng.

Da hatte Karl sein eigenes Schäfchen und sein eigenes Lämchen, die ihm gleich entgegenspragen, um aus seiner Hand das Brod zu empfangen, welches er ihnen mitzubringen pflegte.

Er hatte auch sein Hühnchen, und sein Paar Täubchen, die so zahm waren, daß sie ihm auf Hand und Schulter flogen, so oft er sich nur blicken ließ.

Nach dem Mittagsessen wurde wiederum eine ganze Stunde in dem Garten gespielt. Dann sezte der Vater sich wieder mit ihnen in die Laube, und wußte ihnen so vielerlei zu sagen und zu erzählen, daß sie nicht merkten, wo ihnen die Zeit blieb.

Zwischendurch wurde mit einem Armbrust nach dem Ziele geschossen, oder geangelt, oder Kegel geschoben, oder sonst etwas zur Erholung vorgenommen.

Dann erschien die Mutter mit einer Schale voll süßer Milch und Erdbeeren, oder was sonst die Jahrszeit eben mit sich brachte. Der Vater schüttelte Obst, und die Kinder lasen auf.

Den Rest des Tages brachte man mit Gartenarbeit und mit Spielen hin.

Im Herbst hatte Karl seinen Donenstrich im nahen Walde, und im Winter — o da gab's erst recht ein königliches Vergnügen, wenn der Teich mit spiegelhellem Eise bedekt war.

Da wurden Schritschuh angeschnalt, und nun flog Karl, so klein er auch noch war, wie ein Vogel dahin!

Der Sommer brachte ihm tausend Freuden, aber sobald die Zeit des Eislaufs gekommen war,

gestand er doch, daß kein anderes Vergnügen damit zu vergleichen wäre.

Seht, Kinder, so waren unserm Karl die Tage verflossen! Nicht wahr, das konnte man ein angenehmes Leben nennen? Karl hielt es selbst dafür, und war deswegen sehr zufrieden und glüklich.

Einst besuchte ihn ein junger Vetter aus der Stadt.

Der schwazte ihm so viel von Stadtlustbarkeiten — von prächtigen Mahlzeiten, schönen Häusern, schönen Kleidern, Komödien, Bällen und Maskeraden — vor, daß dem armen Jungen der Kopf davon schwindelte.

Von dem Augenblicke an sehnte er sich, in der Stadt zu seyn; und da sein Vater dieses merkte, sagte er zu ihm:

„Hör, Karl, ich weiß zwar, daß dein Wunsch, in der Stadt zu leben, thöricht ist; aber ich will ihn dennoch dir gewähren, damit du aus deiner eigenen Erfahrung lernest, was für ein Unterschied zwischen natürlichen und üppigen Vergnügungen sey. Mache dich fertig! Morgen sollst du mit deinem Vetter dahin reisen.„

Karl war vor Freuden ausser sich. Er packte seine besten Kleidungsstücke in einen Koffer, und am folgenden Morgen gings fort zur Stadt.

Was er für Augen machte, da er nun ins Thor fuhr, und zum erstenmal das Gewühl einer großen und volkreichen Stadt und die schön bemahlten Häuser sah.

Ach, wie schön es hier ist! rief er einmal über das andere aus. — „O das ist noch nichts!“ antwortete der Vetter; „du sollst noch andere Dinge zu sehen krigen.“

Jezt waren sie angekommen. Das väterliche Haus des kleinen Vetters glänzte von prächtigem

Hausgeräth, und die Leute darin waren so geputzt, daß der arme Karl in seiner ländlichen Kleidung wie ein kleiner Bauer dagegen abstach.

„Komm, sagte er zu seinem Vetter, laß uns in euren Garten gehn; es wird mir hier so bange!“

In unsern Garten? antwortete dieser; wir haben ja keinen!

„Keinen Garten? — Nun so laß uns nur auf euren Hof gehn!“

Was nennst du unsern Hof? Wir haben ja keinen.

„I wo habt ihr denn eure Kegelbahn?“ Nirgends, lieber Karl; hier in der Stadt hat man so was nicht.

Nicht? — Nun, so laß uns zu eurem Bache gehn, um uns zu baden!“

Ja, wer einen Bach hätte! Sieh, Karl, hier an unser Haus stoßen hinten und auf beyden Seiten drei andere Häuser, und an diese wieder andere und das geht so fort durch die ganze Stadt. Da sind keine Gärten, keine Bäche; nichts als Häuser und Straßen.

„Nun so laß uns auf die Straße gehn und Ball spielen!

Ja, das schikt sich nicht!

„Warum nicht!

Da würden uns die Leute für Straßenjungen halten.

Karl seufzte aus tiefer Brust; aber was war zu thun? Er war nun einmal in der Stadt und mußte aushalten.

Jezt hatte sich die Abendgesellschaft eingefunden, und die Kinder wurden gerufen, um den Gästen ihr Kompliment zu machen. Karl mußte mit.

Wie erschrak er nicht, da er in einen hellerleuchteten Saal voll prächtig gekleideter Damen

und Herren traf, die ihn alle mit großen Augen ansahen!

„Was ist das für ein Bauerknabe?„ fragte eine Dame, indem sie mit dem Fächer auf Karln wies.

Die Frau vom Hause antwortete: es wäre ihr kleiner Vetter vom Lande, der erst eben angekommen wäre; man hätte noch keine Zeit gehabt, ihn ordentlich zu kleiden, und bäte deswegen um Entschuldigung.

Karl stand auf Kohlen. „Komm, sagte er zu seinem Vetter, laß uns nun wieder in die andere Stube gehn!“

Das schickt sich nicht, antwortete der Vetter. Wir müssen nun wenigstens eine Stunde hier bleiben.

Wird denn nicht bald gegessen werden? fragte Karl; und der Vetter antwortete:

Gegessen? Wo denkst du hin? es geht ja erst auf sieben; und vor zehn Uhr wird hier nicht zu Tisch gegangen.

„Ach, du lieber Himmel!“ seufzte Karl. Bis zehn Uhr wird gespielt, fuhr der Vetter fort.

„Gespielt? O das ist gut! So wird uns doch die Zeit nicht lange werden.“

Ja, aber wir spielen nicht mit; man spielt mit Karten, und das thun nur die großen Leute; wir kleinen müssen zusehen.

„Ach, du lieber Himmel!“ seufzte Karl von neuem. „Wie wird's mir hier gehn!“

Jetzt wurden die Spieltische herbeigebracht; alle setzten sich, und fingen an zu spielen; nur die Kinder blieben müssig.

Karl trippelte, gähnte, seufzte; aber keiner hatte Acht auf ihn; keiner gab sich mit ihm ab.

Ein Paarmal traten ihm die Thränen in die Augen; aber da half nun einmal nichts, er mußte aushalten.

Endlich sank er vor Müdigkeit auf einen Stuhl, der in der Ecke stand, und schlief ein.

Kaum mogte er fünf Minuten genickt haben, so verlor er das Gleichgewicht, und fiel mit großem Gepolter zur Erde.

Das machte nun ein allgemeines Aufsehen; aller Augen waren auf ihn gerichtet; er stand mit Verwirrung wieder auf, und der Herr des Hauses sprach zu ihm:

„Ei, ei, Karl! Führt man sich so in einer artigen Gesellschaft auf! Erinnere dich, daß du jetzt in der Stadt, und nicht bei deinen Bauren auf dem Lande bist!“

„Ach du lieber Himmel! sagte Karl, ich habe ja nichts gethan; ich habe nur geschlafen; und da bin ich vom Stuhle gefallen!“

Die ganze Gesellschaft brach in ein lautes Gelächter aus; und der Hausherr antwortete:

„Aber man muß jetzt nicht schlafen, und es ist ungeschickt, vom Stuhle zu fallen.

Karl fieng an zu weinen.

„Bringt ihn hinunter, bis zum Essen gerufen wird;“ sagte die Hausfrau. Und so wurde der arme Junge in das Wohnzimmer geführt, wo sein kleiner Vetter zwar zuweilen zu ihm kam, aber doch nicht bei ihm bleiben konnte, weil er von Zeit zu Zeit wieder zu der Gesellschaft mußte.

Ach! seufzte nunmehr Karl, was bin ich für ein Narr gewesen, daß ich glaubte, in der Stadt wär's besser, als auf dem Lande!

Gegen zehn Uhr wurde er zu Tisch gerufen. Da gab es zwanzigerlei Speisen, wovon die eine immer noch besser als die andere schmeckte; auch Zuckerwerk, Eingemachtes und Früchte — alles von herrlichem Geschmack und in großem Ueberfluß.

Karl aß von allem; ließ es sich treflich schmecken, und dachte bei sich selbst: dasmal ist es doch besser in der Stadt; so was haben wir doch bei uns auf dem Lande nicht!

Die Mahlzeit dauerte bis nach Mitternacht. Karls kleiner Magen war zur Ungebühr ausgedehnt, und seine kleinen Augen wuren voll Schlafs.

Man brachte ihn zu Bette; aber wehe! wie giengs ihm, da er ein paar Stunden geschlafen hatte!

Er erwachte von schrecklichen Bauchschmerzen, mußte oft aufstehen, und konnte die ganze Nacht kein Auge mehr zuthun.

Erst um 8 Uhr stand man in diesem Hause auf, und eher konnte er also auch keine Hülfe kriegen. Jetzt mußte er Arzenei einnehmen, und die Bauchschmerzen verließen ihn.

Nun wünschte er auszugehen, um die Stadt in Augenschein zu nehmen. Aber man sagte ihm, es schicke sich nicht, sich unfrisirt auf der Straße sehen zu lassen; und der Friseur blieb unglücklicher Weise aus.

Karl mußte also bis zwei Uhr, da man zu Tische gieng, sich mit langer Weile quälen.

Um vier Uhr erschien endlich der Frisenr; aber ehe er an Karls Kopf kam, schlug die Glocke fünf.

Nun saß er unter den Händen des Haarkünstlers; der zerrte, zupfte und riß ihn an den Haaren, daß ihm die Thränen aus den Augen liefen. Weil er noch niemals frisiret worden war: so währte es eine Stunde und darüber, ehe der Künstler sein Werk vollendet hatte.

Jetzt war es geschehen; und nachdem Karl sein bestes Kleid angelegt hatte, hieß es, daß man ihm nun auch ein Vergnügen machen wollte.

„Nun wird's kommen" dachte Karl; sprang vor Freuden in die Höhe, fiel seinem kleinen

Vetter um den Hals, fing an mit ihm zu ringen, und bauz! lagen beide auf der Erde.

Karl war unglücklicher Weise unten zu liegen gekommen; das war er nicht gewohnt; er rang also so lange, bis er den Vetter unter kriegte. Frisur, und Puder giengen darüber rein verloren.

In diesem Augenblicke traten des Vetters Eltern in die Stube. Himmel! wie die die Hände zusammenschlugen!

Karl meinte; es wäre ja nur Spaß gewesen; aber da kam er an! So ein Spaß, hieß es, wäre ein bäuerscher Spaß; den könnte er auf dem Lande machen. Wenn er aber in der Stadt seyn wollte; so müßte er sich nach den Sitten der Stadtleute richten.

Das vorgehabte Vergnügen, welches in einer Promenade bestand, unterblieb; der Vetter kriegte Stubenarrest; Karl brachte den ganzen Abend mit Weinen zu, und am folgenden Morgen bat er, unter heissen Thränen, daß man ihn wieder zu seinem Vater aufs Land schicken möchte.

C.

Liebe und Gehorsam gegen die Eltern.

O GOtt, mein Vater, dein Gebot
Sey mir ins Herz geschrieben:
Den Eltern sollst du bis in Tod
Gehorchen und sie lieben.
O dieser theuren süßen Pflicht
Vergesse meine Seele nicht!

Nun, weil ich lebe, will ich sie
Von ganzem Herzen lieben,

Gern ihnen folgen, und sie nie
Erzürnen, nie betrüben.
Durch Sittsamkeit sie zu erfreun,
Das müsse meine Freude seyn.

Von meiner ersten Kindheit an
Erzeigten sie mir Gutes;
Mehr, als ich je vergelten kann,
Erzeigten sie mir Gutes;
Und noch sind sie für mich, ihr Kind,
So zärtlich und so treu gesinnt!

So lang' ich lebe, will ich sie
Auch wieder zärtlich lieben;
Gern ihnen folgen, und sie nie
Erzürnen, nie betrüben,
Erwachsen einst, wie jezt noch klein,
Will ich der Eltern Freude seyn.

Folgen der Ordnung und der Unordnung.

Karl und Ernestinchen waren Geschwister, aber von verschiedner Gemüthsart.

Karl war die Ordnung selbst; seine Kleider hielt er immer reinlich; seine Spielsachen und seine Bücher standen immer am rechten Orte Alles, was seine Eltern ihm geschenkt hatten, das schonte und verwahrte er, als ein Heiligthum.

Ernestinchen that von alle diesem das Gegentheil.

Ihre Kleidungsstücke waren fast immer beschmuzt oder zerrissen. Ihre Puppe lag des Tages wohl zehnmal auf der Erde; ihre übrigen Spielsachen waren fast immer verpolfert, und so

oft sie zur Schule gehen sollte, mußte man erst das ganze Haus durchsuchen, um ihre Bücher zu finden.

Karl, sagte der Vater oft, indem er ihn in seine Arme schloß, wenn du fortfährst, so ordentlich und sparsam in allen deinen Sachen zu seyn, so wird es dir gewiß wohl gehn; du wirst ein braver wohlhabender Mann werden.“

„Ernestine, sagte die bekümmerte Mutter oft, wenn du fortfährst, so unordentlich und nachläßig mit deinen Sachen umzugehn: so wirst du einst in Armuth und große Noth gerathen!“

Nun hört, ihr lieben Kinder, wie diese Prophezeihung an beiden in Erfüllung gieng.

Karl lernte die Handlung. So wie er, als Kind, es mit seinen Spielsachen und mit seinen Büchern gemacht hatte, so machte er es jezt mit allem, was sein Herr ihm anvertraute.

Er hielt alles zu Rathe; er legte alles an seinen rechten Ort.

Sahe er irgendwo ein Blatt weggeworfenes Papier liegen, so nahm er es auf, um gelegentlich etwas darein zu wickeln.

Fand er irgendwo ein Endchen Bindfaden, so legte er es in eine besondere Schublade, um es gelegentlich zu brauchen, wenn er Pakete machen mußte.

Seine Wäsche war immer weiß, seine Kleider hielt er immer reinlich, und so lange er in der Lehre stand, hatte man kein einziges Beispiel, daß er aus Unvorsichtigkeit, oder Gedankenlosigkeit irgend ein Gefäß zerbrochen hätte.

Sein Herr bemerkte diese schöne Tugend bald an ihm, und gewann ihn deswegen lieb.

Er vertraute ihm immer mehr an; lieh ihm auch etwas Geld, um einen kleinen Handel für sich zu führen, und da er sahe, wie sehr ihm

alles glückte, und wie sparsam er alles zu Rathe hielt: so beschloß er, noch mehr für ihn zu thun.

Er hatte eine einzige Tochter, ein gutes wohlerzogenes Mädchen; und durch Klugheit, Arbeitsamkeit und Sparsamkeit hatte er sich ein großes Vermögen erworben.

Einst wurde Karl, der nun schon sechs und zwanzig Jahr alt geworden war, zu ihm in seine Schreibstube gerufen.

Er wußte nicht, was er da sollte; aber wie erstaunte er nicht, da sein Herr ihn umarmte, und zu ihm sagte:

„Lieber Karl, Ihr ordentliches und sparsames Betragen hat Ihnen meine ganze Liebe erworben.“

„Ich bin alt; habe, wie Sie wissen, nur eine einzige Tochter, und der Himmel hat mich mit vielen Gütern gesegnet.“

„Bevor ich sterbe, wünschte ich diese meine Tochter einem so ordentlichen und tugendhaften jungen Mann zu geben, als Sie sind. Gefällt sie Ihnen, und glauben Sie glücklich mit ihr leben zu können, so sey sie die Ihrige, und mein ganzes Vermögen dazu!“

Der junge Mann konnte vor Erstaunen und Freude nicht antworten. Er bükte sich auf die Hand des guten Alten, und benezte sie mit Thränen der Dankbarkeit.

Die Vermählung wurde bald darauf vollzogen; Karl sahe sich im Besiz einer liebenswürdigen Gattin, und eines großen Vermögens. Er lebte selbst glücklich, und sahe sich im Stande, einige hunderl Nothleidende mit seinem Ueberflusse zu unterstüzen.

Das war die Folge des ordentlichen und sparsamen Lebens, wozu er schon als Kind sich gewöhnt hatte.

Nun hört auch, wie es seiner Schwester Ernestine, der Unordentlichen, gieng!

So wie sie als Kind gewesen war so, blieb sie auch ihr ganzes Leben hindurch

Ihre Eltern starben, da sie sechszehn Jahr alt war, und was sie ihr nachließen, das gieng schon acht Tage darauf, durch Ernestinens Schuld verloren.

Weil sie auf nichts recht achtete, so ließ sie, da sie des Abends mit einem Lichte in die Kammer gieng, einen Funken fallen; der Funke zündete, und ehe eine Stunde vergieng, stand ihr ganzes Haus in Flammen.

Sie selbst konnte sich nur eben noch durchs Fenster retten; ihr Haus, ihre Möbeln, ihre Kleider — kurz alles, was sie hatte, ward vom Feuer verzehrt.

Zwar schenkten mitleidige Leute ihr schon am folgenden Tage so viel Kleider wieder, daß sie anständig erscheinen konnte: aber sie beschmuzte und zerriß dieselben in so kurzer Zeit, daß keiner Lust hatte, ihr abermals etwas zu schenken.

Eine reiche Dame, die von ihrem Unglücke gehört hatte, nahm sie zu sich, und versprach ihr ein ansehnliches Jahrgeld, wenn sie ihr helfen würde, die Haushaltung zu führen.

Da sollte sie nun darnach sehen, daß die Bedienten und Mägde alles hübsch ordentlich machten; daß alles hübsch und an seinen rechten Ort gesetzt würde, und daß alles net und rein wäre.

Aber, o wie wenig war sie dazu geschickt!

So oft sie zu Tische kam, sahe sie selbst wie ein Aschenprödel aus. Alles, was sie unter den Händen hatte, wurde beschmuzt, zerrissen, zerbrochen oder gestohlen. Die Bedienten, die sie zur Ordnung anhalten sollte, wurden in kur-

zer Zeit eben so unordentlich, als sie selbst war. Alles gerieth in Verwirrung.

Die Dame, welche so was in ihrem Hause nicht gewohnt war, machte ihr anfangs sanfte, dann harte Vorwürfe. Dann weinte Ernestine und versprach sich zu bessern. Aber schon am folgenden Tage war alles wieder in eben der Unordnung.

Endlich ward sie abgedankt.

Nun irrte sie verlassen und nothleidend herum. zuweilen fanden sich wieder mitleidige Leute, welche ihr helfen wollten: aber wenn sie einen Versuch mit ihr machten, so sahen sie bald, daß sie zu nichts zu brauchen wäre, und zogen die Hand wieder von ihr ab.

Jezt mußte sie betteln gehn.

Einst begegnete sie auf der Landstraße einem wohlgekleideten Herrn zu Pferde. Sie zeigte ihm ihre Lumpen und ihr abgehungertes Gesicht, und bat ihn um ein kleines Almosen.

Der wohlgekleidete Herr fragte sie nach ihrer Herkunft; und o Himmel! wie erschrak er, da er aus ihren Antworten erkannte, daß sie seine Schwester Ernestine wäre!

Er nahm sie mit sich in das nächste Städtchen; ließ sie kleiden, miethete ihr ein kleines Haus, und versprach, ihr alle Jahr so viel Geld zu schicken, daß sie anständig davon leben könnte.

Das that er auch; aber Ernestine kam demohngeachtet nie auf einen grünen Zweig. Wenn ihr guter Bruder Karl ihr heute hundert Thaler schickte, so waren sie acht Tage darauf gemeiniglich schon verplämpert. Da mußte sie denn wieder Noth leiden, bis ein abermaliges Geschenk von ihrem Bruder ankam.

So sehr waren Unordnung und Verschwendung ihr nun schon zur andern Natur geworden,

Sie lebte noch sechs Jahr, fast immer in Armuth und Elend, ohngeachtet ihr guter Bruder ihr jährlich über vierhundert Thaler schickte.

Endlich starb sie auf einem Strohlager, denn ihre Betten hatte sie verkaufen müssen; und die Verachtung aller Menschen folgte ihr bis ins Grab.

Seht, Kinder, so geht es denen, die nicht, in ihrer Jugend schon, sich an Ordnung, Sparsamkeit und Haushaltung gewöhnen! C.

Der kleine Vogelfänger.

Peter. (stürzt ins Zimmer.)

O Mutter! Mutter! sieh einmal,
Was ich hier hab'! Ein Vögelchen, o sieh!

Mutter.

Ich seh; wer gab es dir?

Peter.

Ich selbst!
Auf seinem Neste fing ich es

Mutter.

Und in dem Nest'?

Peter.

O in dem Neste war
Ein ganzes Nest voll Jungen; ach, so klein,
So klein! Und ohne Federn noch!

Mutter.

Und was gedenkst du ihm zu thun?

Peter.

In einen Käfich sez' ich es; und dann
Häng' ich es hier ans Fenster hin!

Mutter.

Und dann?

Peter.

Geb ich ihm Zuckerbrod
Und Körnerchen, und Milch, so viel er mag!

Murrer.

Und seine Jungen?

Peter.

O die hohl' ich gleich;
Die sollen auch im Käfich wohnen!

Mutter.

So!
Allein ich sorge, Kind, daß man
In diesem Augenblik, dich selbst
Zu hohlen, kommen wird?

Peter.

Wohin?

Mutter.

Zu deinem Vater.

Peter.

I, wo ist denn der?

Mutter.

In einem Loch, das man Gefängniß nennt.
Da soll er — so befielt der Fürst —
Zeitlebens sitzen, du mit ihm.

Peter. (weinend.)

Der böse, böse Fürst!

Mutter.

Warum?
Er will euch ja nichts thun; ihr sollt
Dort alles haben, was ihr wünscht;
Nur sollt ihr nie heraus, nie mich,
Nie unsern Garten wiedersehn. —
Du weinst? Bedenke doch, der Fürst
Thut dir ja nur, was du dem Vogel thust!

Peter (noch immer weinend, indem er den Vogel fliegen läßt).

Den Vogel mag ich nun nicht mehr

Mutter.

Komm, armer Junge, ſetze dich
Auf meinen Schooß, und hör mir zu,
Zu deinem Beſten hab' ich dich
Umſonſt erſchrekt. Dein Vater iſt
Nicht im Gefängniß; dich, mein Kind,
Wird keiner hohlen. Sieh, ich wollte nur,
Du ſollteſt fühlen, daß es böſe ſey
Wenn einem armen Thierchen man
So ohne Noth das Leben bitter macht.
So wie dir jezt zu Muthe war,
So war's dem Vogel auch, als du
Ihn fingſt; was das Gefängniß dir,
Das war der Käfich ihm. Denn, Kind,
Auch Thieren iſt die Freiheit wehrt,
Und ein Tiran iſt der, der ohne Noth
Sie ihnen raubt. Nicht wahr, mein Sohn,
Das haſt du nicht bedacht?

Peter.

Ach nein!
Das hab ich wirklich nicht bedacht!

Mutter.

So denke künftig dran, und laß
Nie aus der Acht, daß unſer Vater, Gott,
Die Thiere, ſo wie uns, zur Freude ſchuf;
Und daß, wer ohne Noth ſie quält,
Ein Wütrich iſt, der nicht verdient,
Daß unſer guter Vater, Gott,
Ihm ſelbſt ein frohes Leben ſchenkt.

C.

Am den December.

Der du mit Froſt und Eiſe
Die armen Leute plagſt,

Und

Und grau, wie eine Meise,
Den schönen Himmel machst,
Der du uns kurze Tage
Und lange Nächte gibst,
Und ach! zu meiner Plage
Das Stubensitzen liebst;

Ich mag dich gar nicht leiden,
Du rauher kalter Mann!
Du raubst mir gar viel Freuden
Und stellst dich gräulich an.
Du gönst mir das Spaziren
Im Feld' und Walde nicht;
Ich muß beständig frieren,
Und hab' ein blaß Gesicht.

Die traurigen vier Wände
Sind meine liebe Noth;
Das Sitzen hat kein Ende,
Ich sitze mich noch todt.
Und, gleich als obs im Zimmer
Noch wunderherrlich wär!
Da heulst du draussen immer
Und plätscherst hintenher.

Mit deinen Weihnachtsgaben
Hast du wohl oft bethört
So manchen armen Knaben,
Daß er nicht aufgehört
Dich herzuwünschen. Denke
Nur nicht so schlecht von mir;
Was nützt mir dein Geschenke
Mit Regen vor der Thür?

Da kömmt mir etwa eben
Ein Hut, ein neues Kleid —
Wozu wird mirs gegeben?
Ich mache mich bereit;

Ich putze mich aufs beste —
Allein, da fällt ein Sprang! *)
Fort, Hut und Kleid und Weste,
Fort in den Kleiderschrank!

Und dann die Paar Rosinen,
Und Feigen, die du hast;
Sie sollen ja nicht dienen,
Und sind dem Bauch zur Last.
Nein frisches Obst vom Baume,
So aus der ersten Hand,
Das, das behagt dem Gaume;
Gedörtes ist nur Tand.

Es lebe mir, es lebe
Der Sommer warm und schön!
Der Kirschbaum und die Rebe
Sind nicht vorbei zu gehn!
Das Beet voll Rittersporen
Ist nicht vorbei zu gehn!
December, hast verloren;
Der Sommer nur ist schön!

Overbeck.

Gespräch
über das vorstehende Gedicht.

Friz.
Vater, wie gefällt dir das Lied?
Vater. Recht gut.
Friz. Mir nicht.
Vater. Warum nicht?
Friz. Ja, daß muß ja wohl ein verzogener Weichling gewesen seyn, der das gemacht hat!

*) Ein Regenschauer.

Vater. Ei, ei, Friz! So rasch im Verurtheilen?

Friz. Ja, Vater! Warum winselt er so über den Winter, als wenn, ich weiß nicht was für ein Unglück wäre?

Vater. Aber ist es denn nicht wahr, Friz, daß es im Winter stürmt, schneit, friert —?

Friz. Ja, aber deswegen ist es ja auch Winter! Und was thut das?

Vater. Nun, es ist doch aber nicht angenehm, wenn einem der kalte Nordwind so um die Nase bläst?

Friz. Ja, aber was thut das?

Vater. Oder wenn's oft vier Wochen hinter einander regnet, daß man fast gar nicht aus dem Hause gehen kann?

Friz. Ja, aber was thut das? — O und ich gehe doch heraus, wenns schon ein wenig regnet!

Vater. Freilich, wenn man sich etwas hart gewöhnt hat, so nimmt mans so genau nun eben nicht.

Friz. Na, warum hat der Mann sich nicht auch so gewöhnt? So brauchte er nicht so zu winseln.

Vater. Vielleicht verstehst du ihn unrecht; seine Meinung war wohl nur, daß der Winter nicht völlig so angenehm, als der Sommer wäre.

Friz. So hätte er das sagen sollen. Aber er sagt ja: der Sommer wäre nur allein schön; und das ist doch nicht recht gesprochen! O wenn der Teich erst zugefroren ist, und wir dann auf Schlitschuhen laufen; oder wenn Schnee gefallen ist, und wir dann im Schlitten fahren, das ist doch gewiß auch recht schön!

Vater. Du hast Recht, Friz; der Winter hat seine Freuden so gut als der Sommer,

und es freut mich, daß du das erkennst. Ein unverwöhnter, unverzärtelter und arbeitsamer Mensch kann in jeder Jahrszeit vergnügt seyn; und es ist Thorheit oder Undank gegen den Schöpfer der Welt, wenn man bei jedem rauhen Lüftchen, welches uns anwehet, sogleich in Seufzer, Murren oder Klagen ausbricht. Aber dem Verfasser unsers Liedes thust du dennoch Unrecht, Friz!

Friz. Ja, warum?

Vater. Wenn der Mahler einen verzärtelten Menschen mitten im Sommer in Pelzwerk eingehüllt und am hellen Kaminfeuer sitzend mahlte; was würdest du sagen? Etwa, daß er selbst ein großer Weichling seyn müsse?

Friz. Nein! Ich würde nur sagen, daß er einen Weichling gemahlt habe.

Vater. Recht gesprochen! Aber eben so billig solltest du nun auch in deinem Urtheile über den Dichter seyn, der unser Lied an den December machte. Denn Mahler und Dichter sind fast einerlei, nur daß jener mit Farben, dieser mit Worten mahlt; beide wollen nur etwas darstellen oder ein Bild von etwas machen.

Friz. Ja denn!

Vater. Unser Dichter, den ich recht gut kenne, und der gewiß kein Weichling ist, wollte blos beschreiben, was ein verzärteltes Stadtkind denkt und spricht, wenn's im Winter etwas rauh ist: muß er nun deswegen selbst ein verzärtelter Mensch seyn?

Friz. Nein! — aber daran hatte ich nicht gedacht.

Vater. Also abermals eine Warnung, daß du künftig behutsamer im Urtheilen, und nicht so gleich mit deinem Tadel bei der Hand seyn mußt! Fast jede Sache hat zwei oder mehr Sei-

ten, von der man sie ansehen kann; und man sollte sich also billig nie erlauben, über etwas zu urtheilen, was man nicht zuvor nach allen seinen Seiten angesehen hat.

Friz. Nun, das will ich gewiß merken!

Vater. Daran wirst du wohl thun! Zur Belohnung dieses guten Vorsazes will ich dir auch ein anderes Lied lehren, worin jede Jahrszeit ihr verdientes Lob erhält. Hier ist es:

Auf den Wechsel der Jahrszeiten.

Wie schön ist der Wechsel der Zeiten
O Freunde, im wandelnden Jahr!
Wie herrliche Freuden bereiten
Und bringen dem Menschen sie dar!

Der Frühling schenkt Wonne und Leben
Der wieder erwachten Natur;
Hier grünen die Bäume, dort Reben,
Dort Saaten auf lachender Flur.

Der Sommer mit heißeren Tagen
Reift was ihm der Frühling gebahr;
Zu mindern der Sonnengluth Plagen
Bringt kühlende Früchte er dar,

Des Jahrs gewonnenen Segen
Genießet die herbstliche Zeit;
Dann reift uns die Traube entgegen,
Das Herz zu erquicken bereit.

Und schüttelt vom kalten Gefieder
Der Winter uns Schnee auf die Flur;
So schlägt uns sein Stürmen nicht nieder;
Sein Eislauf ergötzet uns nur.

Drum lieb ich den Wechsel der Zeiten,
O Freunde, im wandelnden Jahr;
Wie herrliche Freuden bereiten
Und bringen dem Menschen sie dar!

Lieberkühn.

Man muß das Gute, aber nicht die Thorheiten anderer nachahmen.

Gust sagte: ich bin ein Trommelschläger; stellte sich ans Fenster und trommelte auf der Fensterscheibe.

Ich will auch trommeln, sagte Hänschen; stellte sich ans Fenster, trommelte, zerbrach die Scheibe, und schnit sich in den Finger.

Gust und Hänschen standen am Bache; über den Bach war ein Stab gelegt, und Gust sagte: da will ich über gehn!

Ich auch! rief Hänschen.

Beide traten auf den Stab; wollten hinüber gehn, fielen aber beide ins Wasser, und kamen nur so eben mit dem Leben davon.

Ich will mich rasiren, sagte Gust, der seines Vaters Barbierbecken stehen sah; seifte sich ein, und schabte die Seife mit einem Tischmesser wieder ab.

O ich will mich auch rasiren! rief Hänschen; seifte sich ein, nahm ein Messer und schnit sich in die Backe.

Da erzählte ihm sein Vater folgende Fabel:

Der Affe.

Ein drollig Eichhorn tanzt' in bunten
Und krausen Sprüngen hin und her
Auf einer Eich', und war bald unten
Bald oben; hüpfte kreuz und quer,
Und machte Männchen fein und zierlich.

Das sah ein Aff' Ein Affe ist,
Wie ihr schon aus der Farbel wißt,
Vor allen Thieren gar possierlich.
Er sah das Spiel ein Weilchen an;
Schnell klettert er die Eich' hinan,
Den Vorrang in Possierlichkeiten
Dem Eichhornmärchen abzustreiten.

Er that dem Eichhorn alles nach,
Und machte Männchen; sprang behende
Von Zweig zu Zweigen; aber — ach!
Das Spiel nahm ein betrübtes Ende.
Wie konnt es auch wohl anders seyn?
Der Affe fiel, und brach ein Bein.

Gereizt durch sein Gewinsel kamen
Die Affenbrüder allzumal,
Und hörten, wie des Bruders Quaal
Die weise Warnung anbefahl:
Nie fremde Thorheit nachzuahmen!

Tiedge.

Was sind Kennzeichen?

Kind.

Lieber Vater, du sagtest, ich sollte mich gewöhnen, allemal zu denken, wenn ich etwas

sähe oder hörte: aber sage mir nun, was soll ich denn da denken?

Vater. O liebes Kind, da kannst du allerlei denken! Wenn du jezt etwas siehest oder höreſt, das du vorher noch niemals gesehn oder gehört hatteſt, so fällt dir dabey ein: was ist das? hernach: wo kömmt das her? und endlich: wozu ist das nütze? oder, wozu braucht man das? Ists nicht wahr, so oft du etwas neues siehest, so fragst du: was ist das? Du willst von den Sachen, die du siehst, gern eine Kenntniß erlangen:

Kind. Eine Kenntniß erlangen? Ich weiß nicht, was du damit meinst.

Vater. Kenntniß von einer Sache erlangen, heißt so viel: als etwas von ihr zu wissen kriegen. Man kennet eine Sache recht, oder hat eine gute Kenntniß von ihr, wenn man so viel von ihr weiß, daß man sie von allen andern Dingen unterscheiden kann. Z. B. Hier liegt ein Haufen Obst: kannst du aus der ganzen Menge einen Borsdorfer Apfel heraus suchen?

Kind. Nein, das kann ich nicht.

Vater. Also kennest du auch die Borsdorfer Aepfel noch nicht recht, weil du kein Kennzeichen hast, wodurch du sie von allen andern Aepfeln unterscheiden kannst. Aber unter diesem Obste sind auch einige Birnen: zeige mir sie.

Kind. Hier ist eine Birne; hier noch eine!

Vater. Woran kennst du sie denn?

Kind. Die Birnen sehen anders aus, als die Aepfel.

Vater. Ei, das glaub ich nicht; die Aepfel sehen grün, und die Birnen sehen auch grün aus.

Kind. Ja, aber die Birnen sind unten am Stengel spitzig, und die Aepfel nicht.

Vater. Guk, mein Kind: du hast dir also ein Merkmal gemacht, oder ein Kennzeichen, wodurch du die Aepfel von den Birnen unterscheiden kannst, und das ist die Gestalt: die Birnen haben eine andere Gestalt als die Aepfel. Wenn du nun aber Feigen und Birnen unter einander liegen sähest, so würde dein Kennzeichen nichts taugen: denn die Feigen sind unten am Stengel auch spitzig, wie die Birnen; alsdann müßtest du sie an der Farbe kennen: denn die reifen Feigen sehen braun aus, und die Birnen grün oder gelb. Alsdann wäre die Farbe dein Kennzeichen. Wir wollen es noch einmal versuchen. Hier liegen drei Bänder: das erste soll mein seyn, das andere dein, und das drifte deinem Bruder. Jetzt will ich sie durch einander mengen: kennst du nun deins noch?

Kind. Dieses hier.

Vater. Woran kennst du es denn?

Kind. Weil es roth ist; und die andern beiden sind nicht roth.

Vater. Guk; also war hier die rothe Farbe dein Kennzeichen. Aber nun wollen wir drei rothe Bänder nehmen; das erste hier soll wieder mein seyn, das zweite dein, und das drifte deinem Bruder. Ich menge sie unter einander und nun zeige mir deins.

Kind. Dieses hier.

Vater. Woran kennst du es aber jetzt? Sie sind ja alle drei roth.

Kind. Me nes war das längst.

Vater. Guk; also war hier di Länge dein Kennzeichen. Ferner: Hier sind zweierle Flöckchen; sie sind beide blau, und sind auch von jeder Art große und kleine. Die zur rechten Hand liegen, sind von Wolle, und die zur linken Hand liegen, sind von Seide. Siehe sie beide recht an.

und greif sie an, und merke dir etwas, woran du die wollenen, und auch etwas, woran du die seidenen unterscheiden kannst.

Kind. Nun habe ich mir etwas gemerkt.

Vater. Gut, ich will sie unter einander mengen, und nun lies mir ein seidenes und ein wollenes heraus.

Kind. Hier ist ein seidenes, und hier ein wollenes.

Vater. Woran kennst du sie denn?

Kind. Die wollenen sind rauch, und die seidenen glatt.

Vater. Recht wohl; das siehst du, und wenn du es auch nicht sähest, so könntest du es fühlen. Das ist ein gutes Kennzeichen. Noch etwas; hier stehen drei Gläser; in dem einen ist Wein, in dem andern Essig, in dem dritten Wasser. Es ist ein Glas so groß und so voll, als das andere: der Wein sieht roth, der Essig roth und das Wasser auch roth aus. Woran wolltest du nun wohl erkennen, in welchem Glase der Wein, in welchem der Essig, und in welchem das Wasser ist?

Kind. Ich müßte sie kosten.

Vater. Weißt du denn, wie Wein, und wie Essig schmeckt?

Kind. O ja, das weiß ich wohl.

Vater. Nun gut; das wäre ein Kennzeichen: der Geschmack. Aber gesetzt nun, du dürftest sie nicht kosten, und wolltest doch gerne wissen, was in jedem Glase wäre: woran würdest du es sonst merken können?

Kind. Wenn ich es nicht kosten dürfte, so weiß ich es nicht.

Vater. So will ich dir noch ein anderes Kennzeichen sagen: den Geruch. Wein hat einen

andern Geruch, als Essig, und Wasser hat gar keinen Geruch. — Kennst du deinen Bruder Karl?

Kind. (lachend) O wenn ich den nicht kennte!

Vater. Woran kennst du ihn denn?

Kind. An seinem Gesichte.

Vater. Recht; also, wenn gleich funfzig andere Knaben da stünden, so würdest du von allen funfzigen keinen einzigen für deinen Bruder Karl ansehen; denn kein einziger würde grade so ein Gesicht haben, als er: und du hast dir in seinem Gesichte Kennzeichen gemerkt, wodurch du ihn von allen andern Menschen unterscheiden kannst: und solche Kennzeichen muß man sich von allen Sachen merken, damit man nicht ein Ding für das andere ansehe. So bald du eine Sache von allen andern Sachen unterscheiden kannst, so heißt es: du hast sie kennen gelernt.

Nun will ich sehen, ob du dir gute Kennzeichen machen kannst. Hier sind zehn Kartenblätter; davon merke dir einmal dieses einzige. Suche dir ein Kennzeichen, daran du es immer kennen kannst. Morgen will ich dich fragen, was es für eins gewesen ist; da sollst du es mir unter allen zehn heraus suchen.

Erste Nahrung des gesunden Menschenverstandes. Etwas umgeändert.

Fritzchen an einen Papagay.

O Papchen, wie gelehrt bist du!
Du weißt vielmehr als ich:
Du sprichst hebräisch, lachst dazu,
Und sitzst und brüstest dich.

Ich armer Junge bin so dumm,
Weiß kaum mein Deutsches recht.
Wie geht man doch mit Fritzchen um:
Man hält mich gar zu schlecht.

Ich könnte von dir lernen zwar,
Du sprächest vor, ich nach;
Da würd' ich denn ganz wunderbar
Gelehrt, und sehr gemach:
Allein ich fürchte, eins zwei drei
Wächst mir die Nase krum;
Da wär ich denn ein Papagai,
Und müßt' ins Bauer drum.

Behalt dein Bauer schön für dich,
Und deine Kunst dabei!
Mein Blumenbeet erwartet mich;
Ah! wohl mir! ich bin frei!
O Papchen, du bist so gelehrt,
Und hast, wie geht es zu?
Von Blumen gar noch nichts gehört! —
Du armes Papchen du!

Overbeck.

Was ist eine Eigenschaft?

Kind. Wie sieht denn eine Eigenschaft aus? Ich habe gehört, der liebe Gott hätte so schöne Eigenschaften: die mögt' ich einmal sehen!

Vater. Liebes Kind, Gottes Eigenschaften kann man nicht sehen, so wie man auch den lieben Gott selbst nicht sehen kann, weil er kein Körper ist: denn nur die Körper kann man sehen, und also auch nur die Eigenschaften der Körper.

Kind. Aber was ist denn das für ein Ding, eine Eigenschaft?

Vater. Ich habe dir neulich gesagt, man müßte sich bei jeder Sache, die man sähe, hörte u. s. w. etwas merken, daran man sie kennen, d. i. von andern Sachen unterscheiden könnte; weißt du das noch?

Kind. Ach ja, Kennzeichen!

Vater. Richtig! Wenn du nun dir an einer Sache was gemerkt hast, daran du sie kennen willst: so mußt du Achtung geben, ob du das, was du dir gemerkt hast, allemal — oder nur manchmal an derselben Sache findest. Findest du es allemal; so heißt es eine Eigenschaft derselben Sache, und alsdann ist es ein sicheres Kennzeichen. Findest du es aber nicht allemal, so ist es auch keine Eigenschaft, und kein sicheres Kennzeichen. Ich will dir gleich ein Exempel geben.

Sieh, hier sind zwei Körper — denn, daß es Körper sind, weißt du daher, weil du sie beide sehen und fühlen kannst. Das eine ist ein Stück Leder, und das andere ein Span Holz. Wirst du wohl beide kennen? wirst du das Holz vom Leder unterscheiden können? Ich meine so, daß du nicht das Leder für Holz, und das Holz für Leder ansiehest: sage mir einmal, welches ist das Leder, und welches ist das Holz?

Kind. Dies hier ist Leder, und das da Holz.

Vater. Woher weißt du das?

Kind. Weil du mir es gesagt hast.

Vater. Ja, das taugt nichts. Denn, wenn du nun einmal anderswo Holz und Leder beisammen siehst, und es ist niemand dabei, der dir's sagen kann, so wirst du alsdann nicht wissen, was Holz, und was Leder sey. Du mußt dir selbst Kennzeichen machen, das heißt, du mußt dir an jedem Körper etwas merken, wodurch du

ihn kennen und von andern Körpern unterscheiden kannst. Siehst denn das Leder eben so aus, wie das Holz, und das Holz, wie das Leder?

Kind. Nein! das Leder sieht braun und das Holz weiß aus.

Vater. Du machst dir also hier die Farbe zum Kennzeichen, woran du diese beiden Körper unterscheiden willst: aber findest du denn dieselbe braune Farbe allemal bei dem Leder, und die weiße Farbe allemal bei dem Holze? Verstehst du das nicht, so will ich dich anders fragen: sieht denn alles Leder braun und alles Holz weiß aus?

Kind. Nein!

Vater. Nun, also kannst du auch das Leder nicht daran kennen; die braune Farbe ist keine Eigenschaft des Leders, und die weisse Farbe keine Eigenschaft des Holzes, weil man sie nicht allemal bei diesen Körpern antrift. Denn hier will ich dir ein Paar andere Stückchen zeigen: sie sehen beide weiß aus. Nun wirst du nicht wissen, welches Holz, oder welches Leder ist. Aber nimm sie einmal in die Hand; vielleicht findest du etwas anders, woran du sie kennen kannst. Greift sich denn das Holz eben so an, wie das Leder?

Kind. Nein; das Holz ist hart, und das Leder ist weich.

Vater. Das ist schon besser; aber ich will dir noch etwas daran zeigen. Siehe, das Leder kann ich beugen, aber das Holz nicht. Eben dieses findest du wenigstens bei den meisten Arten von Leder, und bei den meisten Arten von Holz: also ist es eine Eigenschaft des meisten Leders, daß es sich beugen läßt, es mag braun oder weiß, roth oder schwarz seyn.

Sieh einmal deinen Bruder an. Er sieht jezt blaß aus: aber sieht er immer blaß aus!

Kind. Nein.

Vater. Also ist das keine Eigenschaft von ihm, weil es sich nicht allezeit bei ihm findet. Du kannst dir also auch diese blasse Farbe nicht zu einem Kennzeichen deines Bruders machen. Aber wie sehen seine Haare aus!

Kind. Schwarz.

Vater. Hat er allezeit schwarze Haare?

Kind. Ja.

Vater. Also ist das eine Eigenschaft seiner Haare; und ein Kennzeichen deines Bruders, daran du ihn wenigstens von allen andern Leuten in unserm Hause unterscheiden kannst; weil sonst niemand schwarze Haare hat, als er.

Noch etwas: dein Bruder ist lustig, und das ist er zu aller Zeit. Folglich ist das eine Eigenschaft deines Bruders, daß er lustig ist, weil man das immer an ihm findet.

Eben so hat jedes Ding seine Eigenschaften: z. E. der Mensch hat Eigenschaften des Körpers: er ist schön: er ist stark: er ist dick und dergleichen. Aber er hat auch Eigenschaften der Seele; er ist klug: er ist dumm: er ist fleißig: er ist mitleidig u. s. w

Gott hat also auch Eigenschaften. Er ist z. E. sehr gütig, sehr weise oder verständig; er ist allwissend, das heißt, er weiß alles; er ist allmächtig; das heißt, er kann alles thun, was er will, und ist Herr über alle andere Dinge, u. s. w.

Ein jedes Ding kann gute, und kann schlechte Eigenschaften haben. Gott hat lauter gute Eigenschaften, wie du nun wohl verstehen wirst: den ich weiß, du hältst es für gut, wenn jemand freundlich, liebreich und freigebig ist, wenn er viel weiß und viel kann. Siehest du, das sind

die schönen Eigenschaften Gottes, von welchen du gehört hast.

Erste Nahrung des gesunden Menschenverstandes. Etwas abgeändert.

Der Schmetterling und die Biene.

Wärs Wetter schön,
So sprach ein Schmetterling, ich wollte
Ins Feld, zu scherzen und zu tändeln, gehn.
Und ich, antwortete die Biene,
Ging an mein Tagewerk ins Grüne,
Wärs Wetter schön. W.

Was ist Unterschied und Gleichheit.

Kind.

Lieber Vater, darf ich dich wohl schon wieder etwas fragen?

Vater. Frage mich, mein Kind, so oft du willst; es ist mir allemal lieb, wann du Lust hast, etwas zu lernen.

Kind. Was ist denn ein Unterschied?

Vater. Weißt du etwa schon was Gleichheit ist?

Kind. Ich bitte um Vergebung, das weiß ich auch nicht.

Vater. Nun, so wirst du doch noch wissen, was eine Eigenschaft ist?

Kind. O ja, lieber Vater, das hast du mich ja erst gestern gelehrt.

Vater. Nun siehe, wenn zwei Dinge einerlei Eigenschaften haben, so sind sie einander gleich;

gleich; wenn aber das eine Ding andere Eigenschaften hat, als das andere, so heißt es: sie sind unterschieden.

Kind. Ha, ha!

Vater. Siehe, hier in der Stube stehen sechs Stühle; wir wollen zwei davon neben einander stellen, damit du sie recht übersehen kannst. Nun sage mir: sieht einer aus, wie der andere, oder sieht dieser anders aus, als jener?

Kind. Ich dächte, es sähe einer aus, wie der andere.

Kind. Ich dächte es auch: denn siehe, dieser hier hat braunes Gestelle, jener hat auch braunes Gestelle; dieser hat einen rothen Ueberzug, jener auch; dieser ist eben so hoch, als jener, eben so groß, als jener, mit einem Worte: einer hat eben die Eigenschaften, die der andere hat. Nun sage mir: sind diese beiden Stühle einander gleich, oder sind sie unterschieden?

Kind. Sie sind einander gleich.

Vater. Allerdings. Nun will ich dir aber einen hölzernen Schemel neben diesen Stuhl setzen; sind diese beide auch einander gleich?

Kind. Nein, gar nicht.

Vater. Warum denn nicht?

Kind. Der Stuhl ist gepolstert, der Schemel aber nicht.

Vater. Recht, mein Kind, das ist also ein Unterschied zwischen dem Stuhle und dem Schemel. Ferner: hier stehn zwei Tische: findest du nun eine Gleichheit oder einen Unterschied zwischen ihnen?

Kind. O Vater, ich finde einen großen Unterschied!

Vater. Welchen denn?

Kind. Dieser ist rund, und jener dort ist viereckig.

Vater. Ganz richtig. Der Unterschied zwischen diesen beiden Tischen ist also in der Gestalt. — Sie sind aber auch einander gleich: denn dieser ist eben so hoch als jener; dieser hat vier Füße, jener hat auch vier Füße; dieser ist von Holz gemacht, jener auch. Also im Gestelle, in der Höhe, in der Materie *) dieser beiden Tische ist eine Gleichheit; aber in der Gestalt der Tischblätter ist ein Unterschied.

Und eben so können viele andere Dinge in gewissen Stücken einander gleich, in gewissen Stücken aber von einander unterschieden seyn. Z. E. Hier liegen zwei Stücke Geld; sind sie einander gleich, oder sind sie von einander unterschieden?

Kind. Sie sind von einander unterschieden.

Vater. Aber ich dächte sie wären einander gleich; denn, dieses ist doch eben so groß, als jenes: dieses ist rund, und jenes auch rund?

Kind. Ja, aber dieses ist doch gelb, und jenes ist weiß.

Vater. Du hast Recht, mein Kind: also ist der Unterschied zwischen diesen beiden Münzen in der Farbe, oder vielmehr in dem Metalle, woraus sie geprägt sind: denn du weißt doch noch, wie dieses gelbe Metal heißt?

Kind. Gold.

Vater. Und dieses weisse hier?

Kind. Silber.

Vater. Also ist in der Gestalt und der Größe dieser beiden Münzen eine Gleichheit; aber in der Farbe — ?

Kind. Eine Ungleichheit.

---

*) Materie nennt man dasjenige, woraus ein Ding gemacht ist. Also die Materie der beiden Tische ist Holz, denn aus Holz sind sie gemacht.

Vater. Oder, welches einerlei ist, ein Unterschied.

Erste Nahrung für den gesunden Menschenverstand. (Etwas abgeändert.)

Frizchens Abschied von seinem Steckenpferde.

Da stehe du in gutem Frieden,
Du liebes Steckenpferdchen, du!
Nun werd' ich dich nicht mehr ermüden;
Vor mir hast du nun gute Ruh!

Ich soll dich nicht mehr wiedersehen!
Warum? die Großen sind dir feind!
Ich soll nun in die Schule gehen
Und lesen in dem Kinderfreund!

Das wollt' ich gern! Wenn nur das Sitzen,
Das Sitzen nicht so lästig wär'!
Da muß man ganze Stunden schwitzen,
Darf nicht so springen rund umher!

Darf nicht Galop und Trot da reiten!
Denn in der Schule fehlts an Raum;
Und unter all den großen Leuten
Da wagt es unser einer kaum!

Je nun, ich will darob nicht klagen;
Es muß ja nun einmal so seyn!
Und alle wackre Leute sagen:
Das Winseln sey für Weibetlein.

Doch, eh wir von einander scheiden,
Du liebes, gutes, buntes Pferd!
Nimm meinen Dank für alle Freuden,
Die du sonst deinem Friz gewährt!

Wie manche, manche frohe Stunde
Hast du mir Kleinen nicht gemacht!
Wie hat nicht oft aus Herzensgrunde
Die gute Mutter drob gelacht!

Wer war in trüben Winterfagen
Mein Trost und meine Lust, als du?
Wer schützte Fritzchen vor den Plagen
Der langen Weile dann, als du?

Wie herrlich schmeckte deinem Reifer
Sein Mittagsbrod, sein frischer Trank!
Wie fröhlich war sein Herz, wie heiter!
Wie süß sein Schlaf auf harter Bank!

Das dank ich dir, und weiß doch nimmer,
Wie ich es dir vergelten soll!
Doch lieben will ich dich auf immer,
Du gutes Ding! nun, lebe wohl!

Lieberkühn.

Was heißt: glückselig seyn?

Kind.

Was sind denn das für Menschen: glückselige Menschen? Herr Ernst hat mir heute davon gesagt.

Vater. Glückselig, mein Kind, heissen, wir, wenn es uns wohl geht, nnd wenn wir nicht besorgen dürfen, daß es über kurz oder lang uns einmal übel gehen werde. Denn wenn es uns übel geht, oder wenn wir nur besorgen müssen, daß es uns künftig übel gehen werde, so heissen wir unglückselig. Hältst du nun dich für glückselig oder für unglückselig?

Kind. Für glückselig?

Vater. Warum?

Kind. Weil es mir wohl geht, sehr wohl!

Vater. Es ist wahr, du bist gesund, hast, was du brauchst, und bist vergnügt: aber weißt du denn auch gewiß, daß es dir immer so wohl gehen werde, als jezt?

Kind. Nein, das weiß ich nicht gewiß.

Vater. So bist du auch noch nicht recht glückselig. Aber wünschest du nicht, es zu werden?

Kind. O gern, wenn ich nur wüßte, wie man es machen muß, daß man recht glückselig wird!

Vater. Das will ich dir gleich sagen: du mußt klug und fromm werden, das heißt: du mußt den lieben Gott kennen lernen, ihn lieb haben, und so leben, wie er es haben will. Wenn du das thust, so wird dich Gott wieder lieb haben, und alsdann wird es dir immer wohl gehn, oder du wirst glückselig seyn.

Viele Menschen halten sich für glückselig, weil sie gut Essen und Trinken und schöne Kleider haben, oder weil sie vornehm und reich sind, aber sie sind darum nicht glückselig.

Denn diese guten Dinge hören einmal auf, wenigstens wenn sie sterben; und wenn sie nun nicht klug und fromm gelebt haben, so wird es ihnen nach dem Tode übel gehen.

Du sollst mir darüber selbst deine Meinung sagen. Wenn du alle Tage gut Essen und Trinken und auch schöne Kleider hättest, wärest aber nicht gesund, hieltest du dich da für glückselig?

Kind. Nein.

Vater. Wenn du nun aber gesund wärest, und alles vollauf hättest, wärest aber ungezogen und würdest deswegen von allen Menschen

verachtet und gehasset: hieltest du dich da für glückselig?

Kind. Nein.

Vater. Also sey nicht ungezogen, sondern gieb dir Mühe, daß du artig und sittsam werdest, damit die Leute dich lieb haben, weil du sonst nicht glücklich werden kannst!

Wenn du nun aber auch noch so viele Freunde hättest, wüßtest aber gewiß, daß der liebe Gott dich nicht lieb hätte, weil du nicht fromm lebtest: wärest du da glückselig?

Kind. Nein.

Vater. Also sey fromm, damit Gott dich lieben kann; sonst ist es ganz unmöglich, daß du gluckselig werden kannst.

Damit du die Sache noch besser verstehen lernest, will ich dir etwas erzählen.

Ich habe einmal zwei Knaben gekannt; der eine hieß Kristof und der andere Martin.

Kristof hatte arme Eltern, Martin reiche.

Kristof lebte von Brod und Wasser, Martin von Torte, Braten, Thee und Kaffe.

Kristof hatte Kleider von grober Leinwand und Wolle, Martin von Seide.

Welchen hältst du nun für glückseliger?

Kind. Martin.

Vater. Höre mir nur weiter zu.

Kristof hielt seine schlechten Kleider reinlich und ordentlich, Martin hatte seine kostbaren Kleider immer beschmuzt und zerrissen.

Kristof war fleissig und sittsam, Martin faul und unbändig.

Kristof war bei seinen schlechten Speisen gesund, Martin war bei seinen Leckerbissen immer krank, und mußte einen Tag um den andern Arznei einnehmen.

Kristofen hatten alle Leute lieb, Martin ward von allen Leuten verachtet.

Hältst du noch Martin für glückseliger, als Kristofen?

Kind. Nein; nun glaube ich doch, Kristof war glückselig, und Martin nicht.

Und da glaubst du ganz recht. Noch etwas will ich dir erzählen: höre mir zu, mein Kind!

Es lebten zwei Menschen in einer Stadt, ein Reicher und ein Armer.

Der Reiche hatte alle Tage viel köstliche Speisen, der Arme nicht einmal satt trockenes Brod.

Der Reiche hatte kostbare Kleider, der Arme ging halb nackend.

Der Reiche war gesund und guter Dinge, der Arme war krank und elend.

Der Reiche hatte immer viel Leute um sich, die sich seine Freunde nannten, und mit denen er schmauste und sich vergnügte; der Arme hatte keinen einzigen Freund und niemand wollte ihm helfen.

Welcher von diesen beiden scheint dir nun glücklicher gewesen zu seyn? Der Reiche, oder der Arme?

Kind. O der Reiche!

Vater. So scheint es; aber gieb nur Acht, wie es am Ende ablaufen wird.

Der Arme bat den Reichen um einen Bissen Brod, der Reiche wollte ihm nicht einmal gern einen geben.

Der Arme war ein frommer Mann und ehrte Gott, der Reiche war ein böser Mensch, und dachte nicht einmal an Gott.

Der Arme starb endlich, und kam in den Himmel, wo es ihm beständig wohl geht; der Reiche starb endlich auch, und nun waren seine

guten Tage alle. Nun kam er an einen Ort, wo es ihm sehr übel gieng, wo er gemartert und geplagt ward, zur Strafe, weil er nicht fromm gelebt hatte.

Wer war nun glückseliger: der Reiche oder der Arme?

Kind. O der Arme! Ja, gewiß, Vater, der Arme war glückseliger.

Vater. Siehe also, wenn es blos deinem Leibe wohl geht, so ist das keine wahre Glückseligkeit. Nur der Mensch ist wahrhaftig glückselig, den Gott lieb hat; dem wird es nicht nur, so lange er hier lebt, sondern auch nach dem Tode immer wohl gehen.

Erste Nahrung für den gesunden Menschenverstand. (Etwas abgeändert.

Wie man's treibt, so gehts!

Hans war im Kinderrocke schon
Ein ungezogner Knabe!
Kek sprach er allen Menschen Hohn;
Das war so seine Gabe.

Manch Gängelband riß er entzwei
Zum Herzeleid der Zofe; *)
Entwischte dann, und war er frei,
So schwärmt er wild im Hofe!

Mit seiner Kraft wuchs auch sein Muth,
Sein Ungestüm, sein Toben.
Kein Nachbar war dem Knaben gut,
Kein Lehrer wollt ihn loben!

*) Der Wärterin.

Er sprang, er lief, er klefferte
Hoch über Zaun und Hecken;
Oft schrie die Mutter Ach und Weh!
Und sah es an mit Schrecken!

Kein Graben war für ihn zu breit,
Er mußt' hinüber springen.
Doch wollte die Verwegenheit
Nicht immer recht gelingen,

Sah er des Vaters Roß im Stall,
Husch! war der Bube droben;
Und dann giengs über Berg und Thal,
Daß Kieß und Funken stoben!

Das Sitzen war nun gar sein Tod,
Das Lernen seine Plage;
Die Lehrer hatten ihre Noth,
Und führten bittre Klage!

Beim Schreiben hatt' er selten Ruh:
Ihn schreckten die Vokabeln!
Kaum hört er noch geduldig zu
Der Amme Wunderfabeln!

Nun wuchs der Bursche so heran
Im zügellosen Wesen;
Der Bart verkündigte den Mann,
Doch konnt der Mann kaum lesen.

Leer war der Kopf und roh der Sinn,
Wild, ungestüm und flüchtig;
Die edle Jugendzeit war hin,
Hanns war zu nichts nun tüchtig,

Groß war er wohl, doch ungeschickt,
Und seiner Eltern Schande!
Zuletzt gieng er von Schimpf gedrückt
Aus seinem Vaterlande!

Was half ihm das? — ihm fehlte ſtets
Geſchick und Brod und Ehre!
Denn, Freunde, wie man's treibt, ſo gehts;
Merkt euch die wieſe Lehre!

Was iſt Mitleid?

Vater.

Nun, du biſt ſpaziren geweſen?

Kind. Ja, Vater.

Vater. Erzähle mir doch, was haſt du denn geſehen? Was haſt du gehört?

Kind. Lieber Vater, es begegnete uns ein Bettler.

Vater. Ich habe dir ſchon mehrmals geſagt, du ſollſt nicht Bettler ſagen. Bettler iſt ein ſchimpflicher Name, und wenn die Leute gleich arm ſind, ſo muß man ſie deswegen doch nicht ſchimpfen.

Kind. Es begegnete uns ein Armer, der hatte kein Hemde an, ſondern nur lumpichte Kleider; das ſahe ganz abſcheulich aus.

Vater. Abſcheulich? — Ich dächte vielmehr, erbärmlich. Was ſagte denn der Arme?

Kind. Er bettelte. — Nicht doch; er wollte gern etwas haben.

Vater. Gabſt du ihm nicht etwas?

Kind. Lieber Vater, ich hatte nichts.

Vater. Aber dauerte dich denn nicht dieſer arme Mann?

Kind. Nein, lieber Vater, ich fürchtete mich vor ihm, und lief ſo hurtig, als ich konnte.

Vater. Das hätteſt du nicht nöthig gehabt; der arme Mann würde dir nichts gethan haben.

Besser wäre es gewesen, wenn du Mitleiden mit ihm gehabt hättest.

Kind. Was ist denn das, Mitleiden?

Vater. Ich will es dir erklären. Wenn deine Mutter Kopfschmerzen hat, und auf dem Bette liegt; ist dir das lieb oder nicht lieb?

Kind. Es ist mir nicht lieb.

Vater. Also dauert dich alsdann deine liebe Mutter?

Kind. Ja, Vater, sie dauert mich.

Vater. Nun, eben dieses dauern heißt man Mitleiden. Moriz ist dein guter Freund; warum weintest du denn, als er letzthin sich in die Hand geschnitten hatte und so viel Blut aus der Wunde lief? Fühltest du denn etwas davon?

Kind. Ich fühlte wohl nichts, aber es dauerte mich doch.

Vater. Nun siehe, dieses Dauern ist Mitleiden; denn weil du ihn lieb hast, so wünschest du ihm lauter Gutes, nichts Böses: wenn er fröhlich ist, so freuest du dich mit ihm, und wenn er leidet, so leidest du mit ihm.

Du sollst aber alle Menschen lieb haben, und also auch mitleidig seyn, so oft du einen Kranken oder Elenden siehest.

Damit du ihnen aber auch eine Freude machen kannst, so mußt du von deinem Taschengelde immer etwas aufheben, um den Armen, die dich bitten, etwas geben zu können.

Kind. Nun, das will ich auch gewiß thun, lieber Vater.

Erste Nahrung des gesunden Menschenverstandes. (Etwas abgeändert.)

Soll man denn auch die bösen Menschen lieb haben?

Kind.

Lieber Vater, du sagtest, ich sollte alle Menschen lieb haben.

Vater. Ja, mein Kind, das sagte ich.

Kind. O das kann man doch aber nicht!

Vater. Warum nicht?

Kind. Ja, den Heinrich kann ich doch unmöglich lieb haben!

Vater. Warum denn nicht?

Kind. Weil er so ein böser Junge ist.

Vater. Ist er das?

Kind. Ja wohl! Er ist immer so unartig, und so ungehorsam, und will andere Kinder immer schlagen.

Vater. Ei, das ist häßlich.

Kind. Na, siehst du, Vater, den kann ich doch unmöglich lieb haben;

Vater. Freilich nicht so lieb, als den guten Jakob, der immer artig und folgsam ist, und keinem was zuwider thut; aber, wenn Heinrich in einen Graben fiele, und nicht wieder heraus könnte, wolltest du ihn liegen lassen, oder würdest du ihm die Hand reichen, um ihm wieder heraus zu helfen?

Kind. Ich würde ihm die Hand reichen.

Vater. Oder, wenn du sähest, daß ein Schwein in seinen kleinen Garten käme, und ihn umwühlte: würdest du es wühlen lassen, oder würdest du es herausjagen?

Kind. Ich würde es herausjagen.

Vater. Oder, wenn du etwas dazu beitragen könntest, daß Heinrich seine Unfugenden ab-

legte und artig würde, so artig, als Jakob ist, würdest du das nicht gerne thun?

Kind. O sehr gern!

Vater. Du wünschest ihm doch also nichts Böses?

Kind. Nein.

Vater. Würdest es vielmehr gern sehen, wenn's ihm gut ginge, und bist bereit, ihm zu helfen, wenn du kannst?

Kind. Ja.

Vater. Nun, liebes Kind, mehr verlangt man auch nicht von dir.

Kind. Aber ich meine ich sollte ihn auch lieb haben?

Vater. Ganz recht; aber das heißt ja auch schon, jemanden lieb haben, wenn man wünscht, daß es ihm wohl gehe, und wenn man auch bereit ist, etwas dazu beizutragen.

Kind. Ja denn!

Vater. Freilich giebt es noch eine andere Art, jemanden lieb zu haben, wenn man nemlich gern in seiner Gesellschaft ist, und sich über ihn freut, weil er gut und liebenswürdig ist. Aber auf diese Art kann man nur die guten Menschen lieb haben.

Kind. Ja, so habe ich den guten Jakob lieb!

Vater. Und so kannst du den unartigen Heinrich nicht lieb haben, bis er auch wird artig geworden seyn: denn wer mag mit unartigen Leuten gern in Gesellschaft seyn, oder wer kann sich über ihre Unarten freuen?

Was willst du nun aber thun, wenn er wieder zu dir kömmt, oder wenn er dich bittet, daß du wieder zu ihm kommen sollst?

Kind. Ich will ihm sagen, er mögte sich erst bessern und nicht wieder so unartig seyn, sonst könnte ich nicht mit ihm umgehn.

Vater. Gut, Kind; thue das, so wirst du ihn vielleicht auf bessere Wege bringen. Und glückt es dir, o dann freue dich! Dann hast du recht was Gutes gethan; und der liebe Gott, welcher Wohlgefallen daran hat, wird dich dafür lieben und es dir immer wohl gehn lassen.

C.

Rede
eines siebenjährigen Mädchens
an
ihres Vaters Geburtstage,
nach
der Aufführung des Edelknaben.

Auch ich komm hergetreten,
So jung ich immer bin.
Hört, seyd darum gebeten,
Mich kleine Schwäzerin.

Wenn ich sonst Fürsten dachte,
Dacht' ich mir einen Mann,
Der sich nur furchtbar machte,
Und blos auf Strafen sann.

Gefehlt hab' ich, gefehlet,
Denn unser Fürst ist gut,
Und alle Welt erzählet,
Wie viel er Gutes thut.

Jüngst (ich vergeß' es nimmer)
Jüngst hat er mich gegrüßt.
Vom Auge floß ein Schimmer,
Wie ihn der Mond ergießt.

In unserm Schauspiel *) sahe
Ich drauf den Fürsten an.
Gewiß, der ist beinahe
Auch ein so lieber Mann!

Er ward des Knaben **) Vater,
Und schenkt ihm Unterricht.
Gab Gott vielleicht dem Vater
Und Fürsten gleiche Pflicht?

Der zärtlichste, der beste
Der Väter, er ist mein!
Wohl ists der Freuden größte,
Und der kann ich mich freun.

O, Gottes Frieden blicket
Aus seinem Angesicht!
Drum lebt er auch beglücket,
Drum schrekte der Tod ihn nicht.

Sieh, Vater! Froh umgiebt
Die Schaar der Deinen dich.
Du, der sie alle liebet,
Du liebst — du liebst auch mich.

Und ich — vergebens sinne
Ich schwache Worte aus.
O rinne, Thräne! rinne
Hin auf den Blumenstrauß!

Ich flocht' ihn in der Frühe
Am Apfelbaum, und sang:
O süße, süße Mühe!
Wenn je ein Kranz gelang.

Geling' er izt! Ich weihe,
O Vater, weih' ihn dir!
Und, lieber Gott! erneue
Noch oft die Wonne mir!

---

*) In dem Edelknaben.
**) Des Edelknaben.

Da wehete die Blüte,
Und lispelte mir zu:
Ja, groß ist Gottes Güte;
Erhört, erhört bist du!

v. H.

Was ist Ursache, und was ist Wirkung?

Vater.

Hast du schon gesehn, daß dein schöner Nelkenstock verwelkt ist?

Kind. Ach ja, lieber Vater!

Vater. Aber, weißt du auch die Ursache davon?

Kind. Ursache? Ich weiß nicht, was du damit meinest.

Vater. Ich wundre mich, daß du das nicht weißt: da du mich doch so oft um die Ursachen der Dinge fragst, die dir vorkommen.

Kind. Ich?

Vater. Du! Als ich heute zu Mittage mein Messer und meine Gabel weglegte, fragtest du da nicht: Warum ich nicht mehr essen wollte? Als dein Bruder gestern nicht in die Stube kommen wollte, fragtest du ihn da nicht: Warum willst du denn nicht herein kommen?

Kind. Ja, das that ich.

Vater. Nun siehe, mit diesem Warum? frägst du allemal nach der Ursache; z. E. wenn du sprichst: warum ist denn der Nelkenstock verdorrt? so heißt das eben so viel, als wenn du sprächst: ich mögte gern die Ursache wissen, warum der Nelkenstock verdorrt ist; oder, ich mögte gern wissen, was daran Schuld sey, daß der Nelkenstock verdorret ist. (Er giebt dem Kinde

einen

einen leichten Schlag mit der Feder.) Was war das?

Kind. Ein Schlag.

Vater. Wer war die Ursache davon?

Kind. I, das warest du, Vater!

Vater. Richtig. Du siehst also, daß man unter dem Worte Ursache etwas versteht, wodurch etwas hervorgebracht, oder gemacht wird, Aber weißt du auch, wie man dasjenige nennt, was von einer Ursache hervorgebracht oder gemacht wird?

Kind. Nein.

Vater. Das nennt man eine Wirkung; ich z. E. war die Ursache des Schlages, und der Schlag war eine Wirkung. — Laß doch hören, ob du mich verstanden hast! Nicht wahr, daß Feuer, welches jezt im Ofen brennt, macht, daß es hier in der Stube warm ist: was ist also das Feuer?

Kind. O nun weiß ichs wohl! Es ist eine Ursache.

Vater. Aber was ist die Wärme in der Stube, die von diesem Feuer herrührt?

Kind. O das weiß ich auch! Es ist eine Wirkung.

Vater. Richtig! (Er nimmt ein Glas und schlägt mit dem Messer daran.) Was hörst du?

Kind. Ich höre, daß es klingt.

Vater. Gut; aber was ist wohl die Ursache dieses Klingelns? Oder warum klingt das Glas jezt, da es doch vorher nicht klang?

Kind. Weil du mit dem Messer daran schlägst.

Vater. Recht; also wird das Anschlagen die Ursache, und das Klingeln die Wirkung seyn. (Er nimmt einen Stahl, und schlägt mit dem Feuerstein daran. Was siehst du da?

Kind. Ich sehe Funken.

Vater. Woher kommen denn die Funken?

Kind. Sie kommen aus dem Stahle.

Vater. Nicht so, mein Kind: denn wenn ich den Stahl auf den Tische liegen lasse, oder ihn blos in der Hand halte: siehest du Funken herauskommen?

Kind. Nein, da sehe ich keine.

Vater. Oder siehst du aus dem Feuersteine Funken kommen, wann er auf dem Tische liegt?

Kind. Nein, auch da sehe ich keine.

Vater. Aber sobald ich mit dem Feuersteine an den Stahl schlage, siehe, so kommen Funken. Was ist also die Ursache der Funken?

Kind. Das Anschlagen.

Vater. Allerdings. Das Anschlagen ist die Ursache der Funken, und die Funken sind eine Wirkung des Anschlagens.

Erste Nahrung des gesunden Menschenverstandes. (Etwas abgeändert.

Der Garten des Lebens.

Der Garten des Lebens
Ist lieblich und schön!
Es keimen und sprossen
Auf lachenden Höhn,
In Tagen des Lenzes,
Der Blüten so viel!
Da treiben die Weste
Manch fröhliches Spiel!

Ihr Spiel in den Wällen
Des Grases ist schön!
O, sieh! wie die Blumen
Im Winde sich drehn!
Sie wiegen die Wipfel,
Die Kelche so blau,
Und schüttteln vom Wipfel,
Vom Kelche den Thau.

Und Quellen der Freude,
So lieblich und hehr, *)
Durchwässern den Garten
Und rieseln einher.
Sie tanzen in Bächen
Durch Blüten dahin,
Durch Blüten des Maies,
Und murmeln und fliehn.

Doch währt es nicht ewig;
Der Frühling entflieht;

*) Groß.

Die Blumen sind all', eh
Wir wähnten *), verblüht.
Das duftende Veilchen
Es duftet nicht lang;
Und welkt es, dann wird's mir
Im Busen so bang!

Noch blühet der Garten,
Noch säuselt der Wind,
In Zweigen und Blüten,
So kühl und so lind!
Und führet in Kreisen
Den Maiduft umher!
Noch blühet der Garten
So lieblich und hehr!

Wir wallen den Garten
Hinab und hinan;
Noch rinnt uns die Quelle
Die gestern uns rann.
Weg Sorgen und Bangen,
Das Unkraut, forthin!
So lange die Blumen
Des Lenzes uns blühn!

Und fallen sie unter
Des wallenden Tritt,
Die duftenden Blumen,
So fallen wir mit.
Die Erde, der ehemals
Das Veilchen entsproß,
Die öffnet auch uns dann
Den kühligen Schooß.

Rosemann.

*) Ehe wir es uns einbildeten.

Das Scheeradenspiel. *)

Lotte.

Vater, ich habe wieder eine Scheerade gemacht; willst du sie errathen?

Vater. Wenn ich kann. — Aber hört Kinder, mir fällt etwas ein. Das bloße Scheeradenmachen, und das bloße Errathen derselben werden wir bald müde werden.

Heinrich. Ich hab's schon mit Löffeln gegessen!

Vater. Wie also, wenn wir etwas mehr Mannigfaltigkeit hinein zu bringen suchten, damit es noch etwas unterhaltender würde?

Lotte. Wie meinst du das, Vater?

Vater. Ich meine — wenn wir es etwa so machten: jeder von uns legte, so wie die Reihe an ihn käme, eine von ihm erdachte Scheerade seinem Nachbar vor; und der Nachbar suchte sie zu errathen. Könnte er das nicht, so müßte er uns zur Schadloshaltung für unsere getäuschte Erwartung irgend eine kleine Geschichte, aber wohlverstanden! ohne alles Stoffern, erzählen. Für jeden Anstoß gäbe er uns ein Pfand.

Ferdinand. O das wird hübsch gehen!

Vater. Noch nicht alles! — Träfe hingegen der Nachbar die Auflösung, so erzählte der Verfasser der Scheerade ein solches Geschichtchen, und gäbe gleichfalls ein Pfand, so oft er zu stoffern sich erlaubte

Lotte. Gut! ich fange an.

*) Kinder, welche noch nicht wissen, was Scheeraden sind, werden es erfahren, wenn sie weiter lesen.

Vater. Nicht zu eilig, Töchterchen! Ich habe noch etwas hinzu zu fügen. Damit wir andern nun unterdes nicht so ganz müssig da sitzen mögen: so soll jeder von uns über das Wort, welches die Auflösung ausmacht, irgend etwas Merkwürdiges sagen, entweder aus der Geschichte, oder aus der Geographie, oder aus der Naturhistorie. —

Heinrich. Das mögte wohl selten angehn; oder wir müßten recht eigentlich solche Wörter aussuchen, worüber sich so etwas sagen läßt.

Vater. Was hindert uns das zu thun? Aber gesetzt, es ließe sich nichts von der Art anbringen: so soll wenigstens jeder von euch gehalten seyn, einige Fragen über ein solches zu beantworten, die ich selbst in dem Fall vorlegen werde. Und wer die nicht beantworten kann, der giebt auch ein Pfand; nicht wahr, Vater?

Vater. Richtig!

Lotte. Was wollen wir denn aber mit den Pfändern machen?

Vater. Die wollen wir am Ende einlösen; und ich will immer sagen, was der thun soll, dem das Pfand gehört. — Nun, ists euch so recht?

Alle. Ja!

Vater. So fange an, Lotte; dein Nachbar Ferdinand wird rathen.

Lotte. Die erste Silbe ist die Benennung eines Buchstabens in unserm deutschen Alphabet, die zweite bedeutet eine Meerenge, und das Ganze zeigt etwas an, ohne welches man nicht recht vergnügt seyn kann. Was ist das, Ferdinand?

Ferdinand. Ho! ho! das ist schwer. Aber wart ein bischen! — Es ist — nein, das war

nichts! — Ich verzweifelte Wort! Wo mags doch stecken? — (Nach einer Pause) Nein, das errathe ich nimmermehr. — Eine Meerenge? — Gibraltar — Calais — Sund — ho, ho! ich hab's, ich hab's! — Gesund!

Vater. Bravo, Ferdinand! das war gut gerathen. Also deine Geschichte, Lotte!

Lotte. Es braucht doch wohl keine lange zu seyn?

Vater. Ganz und gar nicht; wenn's nur eine gute ist.

Lotte. O ich weiß eine recht hübsche von der kleinen hochmüthigen Angelika! Aber ich muß erst ein bischen darauf studiren, sonst möchte ich stottern. —

Nun, es war einmal ein kleines Fräulein oder eine kleine Gräfinn — ich weiß selbst nicht, die hieß Angelika.

Ferdinand. So wird sie ja wohl von Angelika geheissen haben?

Lotte. Nein, um Verzeihung! Angelika war ihr Vorname.

Das war eine kleine Person, die eine große Närrin war; warum? das will ich euch erzählen.

Das alberne kleine Ding bildete sich ein, daß sie besser wäre, als andere Menschen, weil sie besser als andere gekleidet gieng, und weil ihr Vater ein reicher reicher Mann und ein Baron oder ein Graf war.

Deswegen verachtete sie nun andere Leute gegen sich, besonders die armen Bedienten ih — ihres Vaters, denen sie oft recht grob begegnete.

Ferdinand. Ein Pfand, Lotte! Hast gestottert.

Lotte. Das ist doch verzweifelt! ich habe mich so in acht genommen! Da ist meine Nadelbüchse.

Vater. Guk, nun weiter!

Lotte. Eines Tages speiseten ihre Eltern auf einem Schlosse, welches nicht gar weit davon lag; und des Abends sollte ein Ball da seyn, und zu dem Ball war Angelika auch gebeten.

Sie legte also ihren allerbesten Putz an, und war frisiert — o man kann nicht schöner!

Ferdinand. Wie alt war sie denn schon?

Lotte. Ich glaube, sie war im zwölften Jahre.

Ferdinand. Dann hätte sie auch noch wohl mit abgeschnittenen Haaren gehen können, wie wir!

Lotte. Ja, du hörst ja aber wohl, daß sie eine Närrin war, und die Närrinnen gehen ja lieber frisiert, als so!

Ferdinand. Meinethalben!

Lotte. Ehe sie in die Kutsche stieg, sagte sie dem Kutscher und den Bedienten erst noch einige Grobheiten, weil man sie zu lange hatte warten lassen; und nun giengs fort hop! hop! über Stock und Block.

Anfangs geing alles gut; aber nun kam ein schlimmer Weg, der sehr kothig war und viele Löcher hatte. Da wollte der Kutscher langsamer fahren.

Aber Angelika rief ihm zu; „was das Zaudern sollte? Ob er wohl zufahren wollte?

Der Kutscher fuhr zu, und krak! da lag das eine Rad im Loche und war zerbrochen. Die eine Kutschenthür sprang zu gleicher Zeit auf, und die schöne gepuzte Angelika stürzte hinaus, und fiel der Länge nach in tiefen Koth

Vater. Wohl bekomm's! Da konnte sie sich an das Sprichwort erinnern: Hochmuth kommt vor dem Fall.

Lotte. O das ist doch nicht alles. — Nun rief sie, was sie rufen konnte: helft, Jakob! helft,

Johann! Aber Johann und Jakob, welche wohl merkten, daß sie keinen Schaden gelitten hatte, schienen sich nur um den Wagen zu bekümmern, und ließen sie ruhig liegen.

Nun fing sie an zu bitten und zu flehen: ach, lieber bester Jakob! Ach, mein Herzensjohann, helft mir doch; ich bitte euch gar zu sehr!

O, sagten hierauf beide, wenn Sie uns so kommen, wer könnte Ihnen dann was abschlagen? und gleich sprangen sie hinzu, und zogen sie heraus.

Aber wie sie nun aussahe! Ihre schöne Frisur, ihr schönes Kleid, ihre schönen goldgestickten Schuhe — alles war ein Koth, und am Gesicht und an den Händen sahe sie auch wie ein Mohr aus

Nun bat sie: man mögte sie doch wieder nach Hause fahren, damit sie sich erst anders ankleiden könnte: aber der Kutscher zeigte ihr das zerbrochene Rad, und sie mußte sich bequemen, sich dem Bedienten auf den Rücken zu setzen, und sich, so wie sie war, nach dem Schlosse tragen zu lassen, wo der Ball gegeben werden sollte. —

Als sie nun da ankam und die Leute, die ihren Hochmuth kannten, sie in dem abscheuligen Aufzuge erblickten: Himmel! wie sie da lachten! Man konnte es allen recht ansehn, daß sie bei sich selbst dachten: gut, daß du für deinen Hochmuth einmal gezüchtiget worden bist!

Angelika seufzte und weinte, und nahm sich fest vor, künftig keine Närrin mehr zu seyn, und auf ihre schönen Kleider und auf ihres Vaters Geld sich nichts mehr einzubilden.

Ferdinand. Ob sie's auch gehalten hat?

Lotte. Ja weiter geht meine Geschichte nicht; ich glaube es aber wohl: denn nun hatte

sie ja gesehen, was bei dem Hochmuthe herauskömmt.

Vater. In zweifelhaften Fällen muß man immer das Beste von andern denken; wir wollen also hoffen, daß sie ihren Vorsaz wirklich in Erfüllung gebracht habe. — Nun, Ferdinand, was weißt du uns über das Wort, welches du gerathen hast, zu sagen?

Ferdinand. Von der einen Silbe desselben weiß ich: daß der Sund eine Meerenge zwischen der dänischen Insel Seeland und der schwedischen Provinz Schonen ist, wodurch die Nordsee mit der Ostsee zusammenhängt.

Heinrich. Und ich weiß, wie viel der Sund dem Könige von Dännemark jährlich einbringt.

Lotte. Wie kann denn eine Meerenge etwas einbringen?

Heinrich. Du mußt wissen, Töchterchen, daß die Schiffe für die Erlaubniß, dadurch zu fahren, etwas bezahlen müssen. Das nennt man Zol geben.

Lotte. Kann denn der König von Dännemark ihnen wehren, dadurch zu fahren?

Heinrich. O ja! Er hat da dichte an der Meerenge eine Stadt, Helsingör genannt, und bei der Stadt eine hübsche Festung Kronenburg, worauf viele Kanonen stehen; und da müssen die Schiffe alle vorbei, und mit den Kanonen könnte er sie alle in den Grund schiessen lassen.

Lotte. O weh! — Na, wie viel bringt denn das dem Könige ein?

Heinrich. Im Durchschnitte ungefähr viermal hundert tausend Thaler.

Lotte. Daß dich! Ich wollte, daß wir hier auch so einen Sund hätten. — Nun muß Vater noch etwas sagen.

Vater. Wollt ihr wissen, wie viel Schiffe im vorigen Jahre durch den Sund gegangen sind?

Ferdinand. Nun?

Vater. Eilf tausend, ein hundert ein und sechzig.

Ferdinand. Voz tausend! das ist ja viel! — Ist nun nicht die Reihe an mir, etwas aufzugeben?

Vater. Ja; und ich errathe.

Ferdinand. Es ist ein zweisilbiges Wort; die erste Silbe bedeutet eine häßliche Eigenschaft an Menschen, Thieren und leblosen Dingen; die zweite ist ein Name, der allen lebendigen Geschöpfen, die auf der Erden sind, zukommt, und das Ganze bedeutet ein ausländisches Thier.

Vater. Die zweite Silbe habe ich schon; die muß Thier seyn: aber was nun für ein Thier? Maulthier? Nicht doch! Man ist ja keine häßliche Eigenschaft. Rennthier? Auch nicht. Nun, was denn für eins? — Aber ich mag mir den Kopf zerbrechen, so lange ich will, ich finde keinen Thiernamen, dessen erste Silbe sich mit einer schlechten Eigenschaft anfinge. — Ferdinand, ich ergebe mich!

Alle. Ah, ein Pfand! Faulthier, Faulthier heißts!

Vater (sich vor die Stirne schlagend.)

Sieh! ich Dummkopf! — Da habt ihr meine Dose. — Also wäre denn die Reihe zu erzählen an mir?

Lotte Allerdings! aber recht was hübsches, Väterchen, was wir noch nicht wissen: hörst du.

Vater. Ich will sehn, wie ichs mache —

Ein munkres Eichhörnchen sprang von Baum zu Baum, um Buchnüsse auf den Winter einzusammeln.

Ein Faulthier sah es springen und sagte: hilf Himmel! wie kann man so ein unruhiges Leben führen? Glaube mir, junger Windfang, man muß seine Kräfte schonen, wenn man so alt werden will als ich!

„Und wie alt, fragte das Eichhörnchen, sind denn Ew. Wohlweisheit schon?“

Ich zähle, antworkete jenes, meine vollen funfzehn Jahre schon.

„Das wäre! Und was haben Ew. Gemächlichkeit in diesen vollen funfzehn Jahren denn gethan?“

Ich bin, erwiederte das Faulthier, in meinem Leben wohl auf hundert Schritte weit in die Runde gekommen; ich klefterte in jedem Jahre wohl auf zehn Bäume und stieg nach und nach von allen wieder auf die Erde.

„Und ausserdem?

Habe ich hübsch ausgeruht, um neue Kräfte zu neuen Arbeiten zu gewinnen. Dafür bin ich nun auch so rüstig! Wenn du nur drei Tage hier bleiben wolltest, so sollest du sehen, daß ich in dieser kurzen Zeit von dem Zweige, worauf du mich jezt sizen siehst, bis zur Erde hinabsteigen kann.

Das Eichhörnchen, welches unterdes wohl zehnmal von einem Baum auf den andern gesprungen war, warf einen verächtlichen Blik auf den alten Faullenzer und sprach:

„Was du in funfzehn Jahren gethan hast, das thue ich alle Tage mehr als einmal in funfzehn Minuten. Ich lebe also täglich in einer Stunde mehr, als du in deinem ganzen faulen Leben gelebt hast. Denn lerne, du Träger! leben heißt nicht Athem holen, sondern wirksam seyn. Und damit hüpfte es wieder von dannen.

Nun, wer weiß denn etwas von dem Faulthiere?

Alle. O ich! ich! ich!

Vater. Nach der Reihe? Ferdinand fängt an.

Ferdinand. Ich weiß, daß es so groß als ein Fuchs ist; einen kleinen Kopf, kleine Augen und ein ganz kleines Schwänzchen hat.

Lotte. Und ich, daß es so faul ist, daß es einige Tage braucht, um auf einen Baum zu kriechen, und daß es lieber wieder herabfällt, als sich die Mühe zu nehmen, herunterzukriechen.

Heinrich. Und ich, daß es von Baumblättern lebt und zum Glück gar nicht zu saufen braucht, weil es sonst zehnmal eher verdürsten würde, als es eine Quelle erreichte.

Vater. Und ich, daß sein Vaterland Amerika, besonders Brasilien ist, wo man es Ai nennt, weil es beständig so zu schreien pflegt.

Lotte. Das gieng gut; wenn wir immer so viel zu sagen wüßten! — Nun, Vater, ist die Reihe an dir.

Vater. Es ist ein dreisilbiges Wort; die beiden ersten Silben bedeuern ein Element, die dritte einen ansehnlichen Theil der Oberfläche unserer Erde, das Ganze eine Insel. — Nun, Heinrich, was ist das?

Heinrich. Gleich, gleich! Ich bin schon auf der Spur, Land — Wasserland — Luftland — Feuerland — ah! ich hab's! Feuerland!

Vater. Richtig! O weh mir armen Koridon? Da muß ich ja schon wieder erzählen! Nun, ich will wieder gleich bei unserm Worte stehen bleiben und euch etwas von dem sogenannten Feuerlande sagen.

Es ist, wie ihr wißt, eine Insel, und liegt unter dem festen Lande von Südamerika. Es

wird das Feuerland genannt, weil zu der Zeit, da man es entdeckte, feuerspeiende Berge darauf waren, welche jezt wohl nicht mehr im Gange seyn müssen, weil in den neuesten Reisebeschreibungen ihrer nicht mehr erwähnt wird.

Das Klima ist eins der rauhesten und unfreundlichsten in der Welt. Erinnert ihr euch noch an die Geschichte von Banks und Kolander, die ich euch einmal erzählte habe? *)

Ferdinand. Ach, ja! die einmal vor Kälte beinahe umkamen, da sie hier mitten im Sommer ans Land gestiegen waren?

Vater. Richtig! Daraus könnt ihr schliessen, wie es da im Winter erst aussehn muß!

Die Einwohner dieses Landes sind die armseligsten, erbärmlichsten Geschöpfe von der Welt. Sie haben noch nicht so viel Verstand, als dazu gehört, sich eine ordentliche Hütte zu bauen und ihren Leib durch eine vollständige Bedeckung vor der grimmigen Kälte zu schützen. Ein altes Seehundsfell um die Schulter geschlagen, ist ihre ganze Bekleidung, und ein wenig zusammengestellte Gesträuch ihre ganz Wohnung. Und das unter einem solchen Himmel!

Dahingegen sind sie aber auch tausendmal härter und unempfindlicher, als wir andern europäischen Weichlinge. Sie machen sich nichts daraus, nakt und blos im Schnee herumzulaufen, und wenn das Meer ihnen einen faulen Fisch oder Seehund zuwirft, so sind alle ihre Bedürfnisse befriediget.

Ein Reisender **) sagt von ihnen: „die Leute, die wir hier sahen, kamen in ihrer Gestalt und in ihrem ganzen Betragen den Thieren näher.

---

*) Kinderbibliothek 3tes Bändchen.

**) Byron.

als andere Wilden, die uns jemal vorgekommen waren. Sie waren nakt, und blos mit einer Seekalbshaut über die Schulter bedeckt. Ihre Speisen, welche kein anderes Thier, als etwa ein Schwein, berühren würde, aßen sie ohne alle Zubereitung. Sie hatten ein großes Stück von einem tranigten, walfischartigen Fische bei sich, welches einen unausstehlichen Gestank von sich gab. Einer von ihnen zerriß dasselbe mit den Zähnen, und theilte den übrigen davon mit, die es mit der Gierigkeit eines wilden Thieres hinunter schlukten."

Von andern aus eben dieser Weltgegend erzählt der nemliche Reisende folgende lächerliche Anekdote:

„Ich bewog einige derselben, wiewohl mit Mühe, bei uns an Bord zu kommen. So bald sie dies gethan hatten, machte ich ihnen einige Geschenke, und in kurzer Zeit schienen sie vollkommen ruhig und unbesorgt zu seyn."

Um ihnen eine Unterhaltung zu verschaffen, spielte einer unserer Matrosen auf der Geige, und einige andere fingen an zu tanzen. Darüber wurden sie so entzückt und so begierig, ihre Dankbarkeit an den Tag zu legen, daß einer von ihnen in den Nachen sprang, einen Beutel mit rother Farbe holte, und des Geigers Angesicht sehr emsig damit zu beschmieren anfing."

„Er wollte ebendieselbe Höflichkeit auch mir erweisen; und da er meine Weigerung, sie anzunehmen, für Blödigkeit hielt: so hatte ich die größte Mühe von der Welt, diese mir zugedachte Ehre abzulehnen." —

Nun, so viel mag für diesmal genug seyn, weil wir sonst nicht fertig werden würden. — Jezt laßt uns hören, was ihr dabei anzumerken habt.

Ferdinand. Ja, Vater hat ja schon alles Merkwürdige davon erzählt: was können wir nun noch davon wissen?

Vater. Gut, so will ich euch fragen. — Heinrich, wer hat wohl das Feuerland entdeckt?

Heinrich. In der That das weiß ich nicht!

Vater. Also ein Pfand; und dann sollst du sehen, daß du es doch gewußt hast.

Heinrich. Nun, das wäre doch sonderbar, wenn ich etwas wüßte, ohne es zu wissen! Hier ist meine Uhr!

Vater. Sage mir doch, wer hat die magellanische Meerenge entdeckt?

Heinrich. Magellan, der auch zuerst durch dieselbe hindurch, und über das Südmeer hin nach Ostindien fuhr.

Vater. Von was für zwei Ländern wird denn die magellanische Meerenge eingeschlossen?

Heinrich. Gegen Norden von der untersten Spitze von Amerika, und gegen Süden — sieh, ich Schafskopf' — von dem Feuerlande.

Vater. Konnte er also die Meerenge entdecken, konnte er durch sie hinsegeln, ohne das Land, welche sie einschließt, zugleich mit zu entdecken? Du siehest, daß ich wahr sagte. — Nun, Lotte, weißt du mir ein merkwürdiges Vorgebirge auf dem Feuerlande zu nennen, welches die äusserste Spitze desselben gegen Süden ist?

Lotte. Nein, das habe ich ja mein Tage noch nicht gehört!

Vater. Nun, so sollst du es jezt hören; aber auch ein Pfand geben. — Es heißt: das Kap Horn. Ihr müßt euch diesen Namen merken, denn er kömmt oft in Reisebeschreibungen vor, weil man es jezt für sicherer hält, um dieses

ses Vorgebirge herum, als durch die gefährliche Meerenge zu schiffen.

Lotte. Ja, Vater, aber dafür kann ich doch kein Pfand geben, weil ich das noch niemal gehört hatte!

Vater. Noch niemals? Gieb mir doch einen Pizarro her. Was steht denn hier auf der 53sten Seite?

Lotte. Ja wirklich, da hast du es uns schon gesagt! Wie man so was doch ganz wieder vergessen kann! — Nun hier ist mein Pfand.

Vater. Jezt, lieber Ferdinand, mögte ich gerne von dir erfahren, in welchen Jahrhunderte Magelan die Meerenge und das daranstoßende Feuerland entdeckte? Gehört hast du es schon; denn ich habe auch dieses Umstandes erwähnt, da ich die Entdeckung von Amerika erzählte.

Ferdinand Wann Kolumbus Amerika entdeckte, das weiß ich noch wohl; das war im Jahr 1492; aber dies habe ich wirklich vergessen.

Vater. Also ein Pfand, und Heinrich mag dir aushelfen.

Heinrich. Es war im Anfange des 16ten Jahrhunderts.

Vater. Und zwar zu eben der Zeit, da Kortes die Eroberung des mexikanischen Reiches angefangen hatte. — Nun, Heinrich, laß doch deine Scheerade hören.

Heinrich. Hier ist sie! Es ist ein zweisilbiges Wort; die erste Silbe bedeutet ein Laster, die zweite einen Theil unsers Körpers, und das ganze bedeutet einen Menschen, der dem Laster ergeben ist, welches in der ersten Silbe genannt wird. Nun Lotte?

Lotte. O das will ich wohl kriegen! Warte nur ein klein bischen. — Ich hab's! Geizhals.

Heinrich. Getroffen!
Lotte. Also erzähle!
Heinrich. Ja, wer nun sogleich etwas wüßte! — Ists auch erlaubt, eine kleine Geschichte in Versen zu erzählen, die ich nicht selbst gemacht habe.
Vater. Warum das nicht? Nur gut deklamiert!
Lotte. Ein Mandarin *) ward wegen Räubereien,
Die Fürsten **) nur sich selbst verzeihen,
Zum Schwert verdamt. Ki-e-fu-en, sein Sohn,
Warf sich vor des Beherrschers Thron,
Und bat um seines Vaters Leben.
„Ich weiß, er ist des Todes werth!
Doch mußt du dem Gesetz ein Opfer geben,
Hier ist es; übergieb mich selbst dem Schwert,
Und laß ihn los.“ Mit scheinbar strenger Miene
Erwiedert der Monarch: dein Wunsch sey dir gewährt:
Man führt' ihn auf die Todesbühne!
Der Jüngling ruft entzückt: ich küsse deine Hand,
O Kaiser! und springt auf. — Nein, halt! dein Vaterland
Verlier in dir zu viel; so ruft, und drückt voll Freude
Der Fürst ihn an die Brust. Den Vater schenk' ich dir;
Für deine Kindertreue, nimm von mir
Ein ehrenvolles Halsgeschmeide.
Der Sohn ergreift voll Demuth den Talar
Des Kaisers: Herr! erlaß mir diese goldne Bürde,
Die täglich mich daran erinnern würde,
Das einst mein Vater schuldig war.

Lotte. O das ist eine nette Geschichte!

---

*) Ein Edelmann in China.
**) Versteht sich, schlechten Fürsten.

Vater. Das ist sie auch; morgen wollen wir hören, wer von euch beiden sie auswendig weiß, du oder Ferdinand?

Ferdinand. O wir wollen sie wohl beide können!

Vater. Desto besser! — Nun! was wißt ihr mir denn von einem Geizhalse Merkwürdiges zu erzählen?

Alle. Nichts!

Vater. Also muß ich euch etwas abfragen. Sage mir, Lotte, ist es wohl einerlei: geizig und erwerbsam zu seyn?

Lotte. O bei Leibe nicht!

Vater. Haben aber wohl nicht beide etwas mit einander gemein?

Lotte. Ja, das wohl.

Vater. Und was denn?

Lotte. Beide bemühen sich, etwas zu erwerben.

Vater. Richtig! Aber worinn sind denn beide wohl verschieden?

Lotte. Ich weiß es wohl, aber ich kanns nur nicht so sagen.

Vater. Ich kenne zwei Männer. Beide arbeiten aus allen ihren Kräften, um mehr zu erwerben, als sie täglich nöthig haben. Der eine verschließt seinen Ueberfluß in einen Kasten, und giebt seinen armen Anverwandten und seinem nothleidenden Nachbar keinen Pfennig davon ab; wendet auch nichts davon an seine Kinder, um ihnen eine gute Erziehung geben zu lassen. Der andere hingegen braucht das, was er jährlich übrig hat, theils zur Verbesserung seines Landes und seines Gartens, theils zur Erziehung seiner Kinder, theils zur Unterstützung für solche Arme, die ihm die nächsten sind; und was ihm denn noch übrig bleibt, das legt er auf

Zinsen, um einen Nothpfennig für sich zu haben und um seiner Frau und seinen Kindern eine Versorgung nach seinem Tode zu hinterlassen. Welcher von beiden ist der Geizige?

Lotte. Der erste.

Vater. Kannst du nun vielleicht sagen, worin der Unterschied zwischen beiden bestehen mag?

Lotte. Ja, der Geizige braucht nicht, was er erwirbt, der Erwerbsame aber wendet es an.

Vater. Und zu wessen Besten wendet er es an?

Lotte. Zu seinem eigenen und zu anderer Leute Besten.

Vater. Also der Geizige ist?

Lotte. Der immer nur zu erwerben sucht, ohne das Erworbene zu brauchen.

Vater. Und der Erwerbsame?

Lotte. Der auch zu erwerben sucht, oder das Erworbene zu seinem eigenen und anderer Leute Besten zu brauchen weiß.

Vater. Nun, Ferdinand, gieb du einmal Acht! Mas urtheilst du über einen gewissen Mann, den ich dir jetzt beschreiben will. Dieser Mann hat alle Jahr 1500 Rthlr. einzunehmen. Er braucht davon für sich und sein Haus nothwendig 1000 Rthlr. und behält also 500 Rthlr. jährlich übrig.

Zu diesem Manne kam neulich ein Freund mit blassem Gesichte und sagte: helft mir, lieber Freund, oder ich bin mit Weib und Kind ohne Rettung verloren. Wie so? fragte der Mann. Ach! antwortete der Freund, ich habe die Unvorsichtigkeit gehabt, aus der königlichen Kasse, die ich führe, neulich 300 Rthlr. zu nehmen, weil ich glaubte, daß mir in einigen Tagen so viel Geld einlaufen würde, daß ich sie wieder hineinlegen konnte. Nun ist mir aber wi-

der alle meine Erwartung das gehofte Geld ausgeblieben, und morgen schon soll ich die königliche Kasse abliefern. Wenn nun die 300 Rthlr. darin fehlen, so wird man mir meine Stelle nehmen, wird mich noch dazu ins Gefängniß setzen, und mein armes Weib und meine armen Kinder werden in das tiefste Elend gerathen. O erbarmt euch meiner, und leihet mir die 300 Rthlr. auf ein halbes Jahr! Nach Verlauf dieser Zeit werde ich sie euch ehrlich erstatten, und ich werde euch Zeit Lebens verpflichtet bleiben! —

Ferdinand. Nun, da gab er sie ihm doch?

Vater. Nein! Er leugnete zwar nicht, daß er 500 Rthlr. baar Geld im Hause habe; aber, sagte er, davon könne er ihm keinen Heller geben!

Ferdinand. Fi, über den garstigen Geizhals!

Vater. Und du, Heinrich, stimmst du in dieses Fi! mit ein?

Heinrich. Von ganzem Herzen!

Vater. Dafür sollt ihr mir beide mit einem Pfande büssen!

Heinrich. Wofür?

Vater. Daß ihr einen ehrlichen Mann auf den bloßen Schein verdammt, ohne euch erst die Mühe genommen zu haben, nachzuforschen, ob sein Betragen wirklich so schlecht auch sey, als es beim ersten Anblicke das Ansehen hat.

Ferdinand. Aber was könnte ihn denn entschuldigen?

Vater. Dieses: noch vor kurzer Zeit hatte dieser Mann nicht so viel einzunehmen, als er für sich und seine Familie nothwendig brauchte. Er sahe sich also genöthiget Schulden zu machen, die er zu bezahlen versprach, so bald er in bessere Umstände versetzt werden würde. In diesen Umständen befand er sich jetzt; hatte die 500 Rthlr.

erspart, um sie seinen Gläubigern zu schicken, und nun wollte ihr von ihm verlangen, daß er, aus mißverstandener Wohlthätigkeit, den größten Theil dieser Summe, die nicht sein war, einem Manne geben sollte, der sich selbst durch ein pflichtwidriges Betragen in Verlegenheit gebracht hatte? Nein, Kinder, Gerechtigkeit geht vor Wohlthätigkeit; und wer Werke der Barmherzigkeit mit fremdem Gelde ausübt, der ist nicht viel besser, als der Räuber, der dem einen giebt, was er dem andern genommen hat.

Heinrich. Ja, Vater, der letzte Umstand giebt der Sache auch eine ganz andere Gestalt! Hätten wir den voraus gewußt, so würden wir auch anders geurtheilt haben.

Vater. Das vermuthe ich selbst; aber darin besteht eben euer Unrecht, daß ihr so rasch verdammtet, ohne euch erst zu erkundigen, ob sich nicht irgend ein Umstand fände, der dem Verurtheilten zur Entschuldigung gereichen könnte. Dafür sollt ihr mir ein Pfand geben. Und nun laßt sehen, wie viel wir deren haben? — Sieben! Nun, Lotte nimmt sie in die Schürze, und ich, wenn ihr wollt, will sagen, was jeder thun soll.

Ferdinand. O ja!

Lotte. Vater, was soll der thun, dem dies Pfand gehört?

Vater. Der soll uns irgend einen großen Mann nennen, und zugleich irgend eine Anekdote von dem großen Manne erzählen.

Lotte. Es gehört dir, Heinrich!

Heinrich. Heinrich der Vierte, der größte König von Frankreich.

Lotte. Und die Anekdote von ihm?

Heinrich. Das kann ich euch abermals in

Versen erzählen, so wie ich sie gestern in Ramlers Fabellese gefunden habe. Hier ist sie:

Der große Heinrich kroch auf allen Vieren,
Mit seinem Sohn, der auf ihm rit,
Im Saal umher. Schnell öfnen sich die Thüren;
Der Abgesandte von Madrit
Erscheinet im Gemach, und sieht ihn gallopiren.
Herr! Sind Sie Vater? ruft der Held mit heiterm Muth,
Und liegt noch immer auf den Händen.
Ja, Sir'! antwortet ihm der Don. — Gut! gut!
So kann ich meinen Marsch vollenden.

Lotte. Was soll der thun, denn dies Pfand gehört?

Vater. Der soll uns die merkwürdigste neue Erfindung sagen.

Ferdinand. Ah! es ist meins. — Die Luftmaschine, die Montgolfier erfunden hat.

Heinrich. Weißt du aber auch noch, wie die beiden ersten Luftschiffer heissen?

Ferdinand. O ja! Arlandes und Rosier.

Lotte. Vater, was soll der thun, dem dies gehört?

Vater. Der soll uns seinen liebsten Denkspruch sagen.

Lotte. Ah, es ist mein eigenes! — Nun, was sage ich denn? Ach ja!

Ich will bei jeder kleinen Gabe,
Die mir der Himmel giebt, mich freun.
Ich will den Weg, den ich zu laufen habe,
Mit Blumen mir bestreun.

Vater. Das thue, liebe Lotte! so wird's dir nie an Vergnügen fehlen. — Nun weiter!

Lotte. Was soll der thun, dem dies gehört?

Vater. Er soll uns sagen, was das Schönste und was das Häßlichste auf Erden ist?

Lotte. Nun, so sage du es selbst, Vater; sieh, es ist deins!

Vater. Nichts Schöneres ist auf Erden, als ein junger Mensch, Jüngling oder Mädchen, welcher gut und verständig ist, und Häßlichers kenne ich nichts hienieden, als einen Greis, der thörigt denkt und lasterhaft handelt.

Lotte. Was soll der thun, dem dies Pfand gehört?

Vater. Der soll uns einen Mann nennen, den er sich zum Muster aufgestellt hat? — Wessen ists? Ah, Ferdinands! Nun, so laß doch hören?

Ferdinand. Robinson, der Jüngere.

Vater. Ei, ei, Söhnchen! willst du uns auch davon laufen, und auf einer wüsten Insel wohnen?

Ferdinand. Nein, so meine ich es nicht! Ich will ihm nur nachahmen in dem, was er nachher that, da er sich schon gebessert hatte.

Vater. Nun, das dachte ich wohl! und so hast du dir kein unrechtes Muster gewählt. Aber weiter! — Derjenige, dem das nächste Pfand gehört, soll uns einen Mann aus der Geschichte nennen, der wegen seiner Gerechtigkeit vorzüglich ehrwürdig ist!

Lotte. Das werden der Herr Heinrich zu sagen belieben.

Heinrich. Aristides.

Vater. Sage uns doch etwas mehr von ihm; die Kleinern dürften vielleicht noch nichts von ihm gehört haben.

Heinrich. Aristides lebte lange vor Christi Geburt in der griechischen Stadt Athen. Er bezeigte sich in allen seinen Handlungen so recht-

schaffen gegen jederman, daß er den ehrenvollen Zunamen des Gerechten erhielt. Aber eben das verdroß die schlechtern Menschen unter seinen Mitbürgern; sie suchten ihn zu stürzen und brachten es endlich dahin, daß er durch die Mehrheit der Stimmen verwiesen werden sollte. Einer, der den Aristides von Person gar nicht kannte, und doch seine Stimme zur Verbannung desselben geben wollte, begegnete ihm zufälliger Weise, und ersuchte ihn, als einen Unbekannten, daß er ihm doch den Namen Aristides aufschreiben mögte. Was hat dir, fragte der gerechte Mann, der Aristides denn zu Leide gethan? Nichts, antwortete der Kerl, aber es verdrießt mich, daß ich ihn überall den Gerechten nennen höre. Aristides schwieg, schrieb ihm seinen Namen auf, und gieng in die Verweisung.

Vater. Nicht wahr, Ferdinand, das war auch ein Mann, den man sich wohl zum Muster aufstellen mögte? — Weiter?

Lotte. Nun, was soll denn der thun, dem dies lezte Pfand gehört?

Vater. Der soll uns noch zu guter Lezt etwas Lustiges zum Besten geben, es sey nun was es wolle?

Lotte. Ach, das trift mich selbst! — Himmel! wie mache ich denn das, um etwas Lustiges hervorzubringen? — Aber halt! da fällt mir etwas ein. Vater, darfs auch wohl eine Fabel aus deinem A B C Buche seyn?

Vater. Wenn du sie auswendig weißt, und gut hersagen willst, warum nicht?

Lotte. Es ist die Fabel vom Mops:

Es war einmal ein dummer fetter Mops;
Der gieng — wie Möpse gehn — auf allen Vieren

Bei hellem Mondschein einst spaziren.
Da kam ein Graben in die Queer, und hops! —
Sprang euch der dumme fette Mops —
Hinüber, meint ihr? — Nein!
Er sprang zu kurz, und fiel hinein,
Von wegen seiner schweren Masse.
Und als er endlich der Gefahr,
Da zu ersaufen, ledig war,
So stellt er sich recht mitten auf die Gasse,
Und fängt euch da zu schelten an.
Daß man sein eigen Wort davor nicht hören kann.
Es sollte aber dieses Schelten —
Wem meint ihr wohl? — dem Monde gelten;
Und der hatt' ihm doch nichts gethan;
Er schalt ihn aber Bärenhäuter,
Ochs, Esel, Schlingel, und so weiter.

Der Mond — nicht wahr, der schalt doch wieder?
O nein! — sah lächelnd auf den Mops hernieder,
Und fuhr, als giengs ihn gar nicht an,
Lustwandelnd fort auf seiner Himmelsbahn;
Und wird seitdem — wie männiglich bekannt —
Doch immer Mond, nie Ochs genannt!

Peter. Bravo! — (die Mütze abnehmend) Nun, vielen Dank für geleistete Gesellschaft!

Ferdinand und Lotte. Gleichfalls; gleichfalls! und schönen Dank für gute Bewirthung!

C.

Eine Geschichte vom heil. Weihnachtsabend.

Es war in heilger Weichnachtszeit,
Und bis zum hellen Tage,

Hatt' es gefroren und geschneit,
So recht für meine Lage;
Fest Weg und Steg, und hell und klar
Die liebe Sonn, am Himmel war.

Ich rit zu meinen Eltern hin,
War guter sieben Meilen;
Ein langer Wald, und Wölfe drin —
Fürwahr da galt's zu eilen!
Das gieng im Trab, Galop und Paß;
Mein Pferd war üb'r und über naß.

Die Sonne schon gar niedrig stand,
Im Busch, ich mitten drinnen,
Und reite rechts, statt linker Hand —
Mir klang's in allen Sinnen:
„Was wird das eine Freude seyn,
Spreng ich mit eins den Hof hinein!"

Der Seitenweg verlohr sich bald
In Dickicht und Gesträuchen;
Es wurde grimmig schneidend kalt,
Mein Pferd fing an zu keichen. —
„Ach, lieber Gott! erbarm dich mein!
Ich weiß hier weder aus noch ein!"

Bin just nicht furchtsam, aber doch —
Mich überfiel ein Grauen.
Die Nacht brach ein, es war kaum noch
Der Weg vor mir zu schauen.
Mich fror, mein Pferd war abgejagt,
Von Wolfen war mir auch gesagt.

Es jagten Schreckensbilder sich
Wild in mir hin und wieder.
Ich stieg vom Pferd' und legte mich
Am Boden horchend nieder:
Ob Hundsgebell und Hahnenschrei
Nicht irgend zu vernehmen sey?

All', all', umsonst! Nur dann und wann
Ein Kniſtern in den Zweigen.
Ich band den müden Schimmel an,
Wolt' auf den Gipfel ſteigen;
Doch kaum ergrif ich einen Aſt,
So brach er unter meiner Laſt.

Nun krabbelt' ich herum im Schnee;
Mein Zuſtand war entſezlich.
Doch ſteigt die Noth zur höchſten Höh,
Kömmt Gott mit Hülfe plözlich.
Horch auf! horch, hu! Ein dumpfer Schal.
Und — hör' ich recht? Ein Peitſchenknal!

Was Freude, was ein Lebensſchal,
Der Knal in meinen Ohren?
Ich raf mich auf von meinem Fall,
Bin ſtark, bin neu gebohren;
Ich rufe mit dem ſtärkſten Schrei:
He! guter Landsmann! Hier! Herbei!

„Wer Du?" Gut Freund! getroſt heran,
Bin ein verirrter Reuter;
Weiß hier im Buſch nicht Steg noch Bahn,
Und mögte gern noch weiter,
Nach B — wo ich zu Hauſe bin,
Sag mir, wie weit iſts noch dahin?

„Drei Meilen gut, und iſt ſchon ſpat?
Will wohl zum Kriſtnachtſchmauſe?
Siehſt er! vorhin zerbrach mir's Rad,
Komm' drum ſo ſpat nach Hauſe.
Er armer Narr! ihn friert wohl ſehr?
Nun? reit' er immer hinterher!"

Hab' trefliche Muſik gehört;
Mir war da wohl zu Muthe;
's iſt Gottes Gab' und lobenswehrt,
Und hilft bei dickem Blute;"

Doch wie mir war, als er so sprach:
Das geigt und singt mir keiner nach.

Wir kamen glücklich durch den Wald,
Das Dorf lag gleich dahinter.
Des wackern Fuhrmanns Peitsche knallt,
Am Thorweg Weib und Kinder
Stehn, rufen: Vater! Vater! komm!
Bringst Kristkind mit? sind alle fromm.

„Ist da'n Herr! Nimm, Hans, sein Pferd„ —
(Nimmt's Pferd ein wackrer Bube)
Wohlan! laßt sehn, was Gott bescheert?
Rein in die warme Stube.
Trag, Mutter auf! Mach's Tischtuch glat!
Und Herr! nun eß er auch sich satt! —

Ein Liebesmahl; kein König kann
Solch einen Schmaus mir geben.
Bald ging das Diskuriren an
Von Stadt- und Landmanns-Leben.
Mir schmekten Wurst und Sauerkraut,
Als säß ich neben einer Braut.

Gebt acht, nun bin ich bald am End. —
Die Mutter schleicht bei Seite.
Im Hui! ein großer Wachsbaum, brennt!
Freut euch, ihr Kristenleute!
Die Kinder tummeln sich drum 'rum —
Häft' ichs gemahlt, viel gäb' ich drum.

Drauf Weib und Kind zu Bette gehn;
Er will ein Pfeifchen schmauchen.
„Ich möchte doch den Weg versehn;
Werd einen Führer brauchen.
Reis't mit nach B — mein lieber Mann!
Ihr sollt da gut zu leben ha'n. „ —

s'ist morgen Kirchtag. Nein! mein Knecht
Wird ihm's Geleite geben. —

„Was bin ich schuldig? „ Herr ihr sprecht
Kurjos, bei meinem Leben!
Wiegt ihr Gefälligkeit auf's Loth?
Was schuldig? Lin: Bezahl's euch Gott! —

„Da, meine Hand, du Ehrenmann!
Und Druck, aus Herzensgrunde,
Dir lohne der, der lohnen kann,
Mit mancher Freudenstunde.
Mein Dank auf immer dein! Wohlan!
So schlaf denn wohl, du guter Mann.„

Für mich kein Schlaf. Gewacht, geträumt,
Und, 'naus in Stal zum Schimmel.
Der Knecht sich seine Stufe zäumt;
Wir fort bei grauem Himmel
In scharfem Trot. Die Heide lag
Schon hinter uns, da kam der Tag.

Kein Morgenstück! — Bist tausendmal,
Aurora; schön besungen.
Schau hin! Prospekt hinab ins Thal
Durch grüne Dämerungen.
Hier schon der Teich — fort, Schimmel! fort! —
Das Wohnhaus! Mutters Fenster dort!

Hinab vom Pferd, den Hof hinein,
Geduckt wie Diebsgesellen.
Die Magd sieht aus, fängt an zu schrein,
Und Tiras an zu bellen;
Und Mutter 'raus und mir am Hals,
Der alte Vater ebenfalls.

Bürde.

Holien.

In China, (hier zu Lande nicht)
Lag bei der Lampe düsterm Licht

Ein Jüngling (zu der Menschheit Ehre
Schrieb einer auf, daß Holien
Sein Name war,) auf einer Matte;
Und sah, vom Räuber ungesehn,
Der sein Gemach erstiegen hatte,
Wie er, was in den Grif ihm fiel,
Raps! in den weiten Schnapsack stekte.
Er regt sich nicht auf seinem Pfühl,
Blinzt mit den Augen nur. Nun strekte
Der Räuber die versuchte Hand
Nach einem Topf von Siegelerde,
Der leer in einem Winkel stand.
Laß, rief mit flehender Gebehrde
Izt Holien, laß, lieber Mann,
Mir diesen Topf, damit ich Morgen
Für meine Mutter kochen kann.

Der Räuber bebt: „Du darfst nicht sorgen,
Solch einen Sohn bestehl ich nicht!“
Lalt er; legt all' die Beute nieder,
Und wischt sich Thränen vom Gesicht.
Seit diesem Tag stahl er nicht wieder.

Pfeffel.

Abendgesang. *)

Dankt dem Herrn! Die Abendsonne
Winkt der stillen Erde Ruh,
Und der ganzen Schöpfung Wonne
Dekt bald heilig Dunkel zu.

Dankt dem Herrn! In kühlern Lüften
Prangt verjüngt der Blumen Flor;
Aus den Feldern, aus den Triften,
Steigt ein Balsamhauch empor.

*) Parodie des Morgengesangs der Kinder Adams von Patzke und Rolle.

Dankt dem Herrn! Von Arbeit müde
Küßt den Menschen süße Ruh,
Und im schwächern Abendliede
Fällt des Vogels Auge zu.

Dankt dem Herrn! Pallast und Hütten
Bringen spät noch ihren Dank.
O, für das auch, was wir litten,
Tön' ihm unser Lobgesang.

Kurze.

Aus dem Rosengarten des persischen Dichters Sadi.

Ich war in einem Schiffe, und sahe einen Kahn, der auf uns zukam.

Als er uns bald erreicht hatte, borst er, und zwei Brüder, die er getragen, sanken ins Wasser. —

Ein Reicher, der bei mir war, versprach hundert Goldstücke dem, der sie retten würde.

Ein Matrose warf sich ins Wasser, und rettete einen davon, der andre ertrank.

Warum, sagt' ich, rettetest du diesen; der andere war ja mehr in Gefahr?

Das ist wahr, antwortete er mir; aber einen konnt ich nur erhalten, und ich wollte diesem hier lieber helfen, als seinem Bruder.

Auf meiner Wallfahrt nach Mecka kam dieser junge Mann meinen Bedürfnissen zuvor; er gab mir eins seiner Kamele, als das meinige völlig ermüdet war, und die ganze übrige Reise lebte ich von seinem Vorrathe.

Sein Bruder, ungestüm und wild, hat mich wie einen Sklaven behandelt, den man wegen Verbrechen züchtiget. —

Der

Der große Gott ist gerecht, sagte ich. Wer Gutes thut, thut sich Gutes; auf den der Uebels thut, fällt das Uebel selbst zurück.

Der Sultan Malkosas, berühmt durch alle Tugenden, die einen großen und guten König machen, that eine Wallfahrt zum Grabe des Propheten, zur Zeit als sein Bruder Nisus sich wider ihn empört hatte, und ihm mit seinem Heere entgegenzog.

Nachdem er sein Gebet verrichtet hatte, sagte er zu seinem Vesir: um was hast du denn Gott gebeten?

Beherrscher der Gläubigen, antwortete dieser, ich bat Gott, er mögte dir Sieg wider deinen Bruder geben.

Dies habe ich nicht von ihm gebeten, antwortete der Sultan: aber höre die Bitte, die ich an ihn gethan habe, und noch thue.

Mein Herr und Gott, wenn mein Bruder des Königreichs, das ich von dir habe, würdiger ist, als ich; wenn er das Glück der Muselmänner machen kann: so gieb ihm einen vollkommenen Sieg über mich; laß ihn regieren und mich unterworfen seyn. Bin ich dessen würdiger, so laß mich siegen, laß mich herrschen, und ihn gehorchen.

Der Philosoph Demokritus kam an den Hof des Darius, Königs von Persien, um ihn wegen des Verlusts seiner Gemahlin zu trösten.

Anfangs wagte er es nicht, dem Könige vorzustellen, daß die heftigsten und schrecklichsten Gefühle nach, und nach sich verringern und verschwinden.

Endlich einmal versprach er ihm, die Königin wieder ins Leben zurück zu rufen.

Laß, o König, sprach er, in den Reichen, die Asien enthält, und die einen Theil deines großen Gebietes ausmachen, laß in diesen drei Menschen aufsuchen, die von den Streichen des Unglücks frei und glücklich sind.

Ihr Name muß auf dem Grabmale der Königin eingegraben werden, und sogleich wirst du sie schöner, als jemals, und ganz als die deinige wieder sehen.

Man suchte, man durchforschte alle Gegenden: kein vollkommen Glücklicher ward gefunden.

Hieraus nahm Demokritus Gelegenheit, den Schmerz des Darius zu stillen, und ihm zu zeigen, daß Glückseligkeit nicht blos auf dieses Leben eingeschränkt wäre, und daß der ganz Glückliche hienieden noch muß gebohren werden.

An die Gräfin Aline von N***,

als sie drei Monat alt war.

Aline, liebes Mädchen!
Dich kümmert nicht,
Was heut in unserm Städtchen
Man neues spricht.

Ob heller oder trüber
Der Himmel war; ——
Du träumest dich hinüber
Ins neue Jahr.

Nichts hilft zu deinen Freuden,
Du gutes Kind!
Ob wollen oder seiden
Die Windeln sind.

Du lägst in einer Hütte
Von Leim und Stroh,

Nach ärmer Bauersitte
Wohl eben froh.

Du wüchsest und erwachtest
Beim Finkenschlag,
Und bliktest auf, und lachtest
Dem Frühlingstag!

Dein Hälsgen würde gelber
Im Sonnenstrahl;
Doch fühltest du dich selber
Im ofnen Thal.

Und würdest nie vermissen
Der Höfe Tand,
Und brauchtest nie zu küssen
Nach Rang und Stand.

Ach! einstens im Geräusche
Der großen Welt,
Bei täglichem Getäusche
Von Ehr und Geld;

Da, wo von ganzem Herzen
Man selten lacht,
Und Trauren, so wie Scherzen,
Zur Kunst gemacht;

Wo, sonder Lust zu hören,
Ein jeder fragt,
Ein jeder Weisheitslehren,
Wie Mährchen, sagt;

Wo mancher Narr dem Thoren
Ins Auge blinkt,
Der anders sich gebohren
Als andre dünkt;

Aline! da behüte
Vor Modezier

Des Lebens reine Blüte
Der Himmel dir.
Um immer zu vergessen
Der Menschheit Loos,
Wie du, auch du gesessen
Im Mutterschoß;

Was Zufall dir gegeben,
Und was Natur;
Wie Seelen sich erheben
Durch Wahrheit nur.

So wirst du Freude sehen,
Und immerdar
Voll süsser Träume gehen
Ins neue Jahr.

J. G. Jacobi.

An Klärchen auf ihren Geburtstag.

Im Namen zweier Schwestern.

Erblaßte Sterne schienen
Auf halb erhellter Au,
Und duftende Jasminen
Umfloß der Morgenthau.

Es deckten Silberwölkchen
Den Himmel allgemach,
Und mählig wurd' ein Völkchen
Von Nachtigallen wach.

Es küßten sich die Pärchen
Der Vögel, klein und groß:
Da lagst du, holdes Klärchen,
Der Mutter in dem Schoos.

Da lagst du klein und niedlich,
Mit deinem sanften Blick,

Und prosezeifest friedlich
Der Menschen süßes Glück.

Hast alles auch gegeben,
Was du geprosezeit,
Gelebt ein frommes Leben
Voll Engelheiligkeit.

Kann dich ein Straus erfreuen,
Zum Angedenken dir
Gebunden von uns zweien,
So nimm die Blumen hier.

Und wären gleich wir beide
Noch nicht so gut, wie du;
Doch wirft dir unsre Freude
Die reinsten Küsse zu.

Der edelmüthige Landmann.

Eine wahre Erzählung.

In Meklenburg lebt ein Verwalter oder Meier dort, Holländer genannt.

Ehemals wohnte er zu . . in der Rostokschen Gegend, und besuchte von da aus seinen Schwager, der zu . . unter dem Herrn von . . . wohnte.

Eines Abends saßen sie dort in vertraulichen Gesprächen vor der Thür, als ein kleines Mädchen im erbärmlichsten Anzuge vorbei gieng.

Der Holländer bemerkte sie, und sagte zu seinem Schwager: „wie das Kind elend geht! Selbst das Hemd ist zerrissen. Ihr müßt doch auch schlechte Menschen im Dorfe haben; des Kindes Mutter muß ein recht faules unsichtiges Weib seyn.“

Ach, es hat weder Vater noch Mutter mehr, antwortete der Schwager, und es sind noch zwei

andre Kinder, die dazu gehören. Seit einem Vierteljahr gehen die Kinder in der Irre herum; niemand ist, der sich ihrer annimmt.

Wenn sie hungrig werden, setzen sie sich wohl vor der Leute Thüren hin; giebt ihnen denn Jemand einen Bissen, so nehmen sie es mit Dank an; aber bitten mögen sie nicht, dazu sind sie zu ehrgeizig. —

Dies rührte vollends das Herz des guten Mannes.

Es ist unverantwortlich, sagte er, daß die armen Würmchen so verlassen seyn sollen. Sie jammern mich herzlich, und ich muß euch nur gestehn, daß ich Lust habe, für sie zu sorgen und sie zu mir zu nehmen. So viel fällt nebenher immer ab, ein Paar solche Kinder satt zu machen.

Nun stellte seine Schwester und ihr Mann ihm alles vor, was sie konnten, um ihm diesen Entschluß auszureden.

Er hätte, sagten sie, ja selbst Kinder; er kenne diese ja gar nicht; es wäre noch ungewiß, was aus ihnen werden würde; wie, wenn sie nun nicht gut geriethen?

Bedenke doch, lieber Bruder, was deine Frau für Last davon haben wird; die Kinder sind in Schmuz und Unreinigkeit versunken u. s. w.

Aber dem guten Manne war sein einmal gefaßter edler Gedanke zu fest im Kopf: er hörte kaum alle Einwürfe, geschweige daß er darauf antwortete.

Er brach auf, legte sich zu Bette, wohin ihn aber sein Entschluß begleitete, und ihn die ganze Nacht nicht schlafen ließ.

Am andern Morgen ließ er das älteste Mädchen rufen, das damals 12 Jahr alt war.

„Wie ich höre, hast du keine Eltern mehr;

und wie ich an deinem Anzuge sehe, so geht es dir wohl nicht gut.“

Ach, es geht uns sehr schlecht. —

„Hast du denn keine Verwandte, die sich deiner annehmen? —

Ja, ich habe welche; die können sich aber mit uns nicht abgeben, da wir so arm sind. —

„Nun! mögtest du wohl mit mir reisen, und meine Tochter werden?“ —

Ach, wenn der Herr so gut seyn wollte! —

„Gut! Es bleibt dabei. Aber ich bin zu Pferde hier, ich kann dich und deinen Bruder (ein Kind von 7 Jahren) nicht gleich mit mir nehmen. Deine kleine Schwester aber, die ich gestern sah, (sie war damals 4 Jahr alt) will ich gleich mit auf meinem Pferde fortnehmen. Laß die Kleine zu mir kommen, daß ich ein wenig bekannt mit ihr werde.“ —

Das Kind kam, und ward gleich so voll Vertrauens zu dem freundlichen Manne, daß es freudig mit ihm zog.

Mit dieser menschenfreundlichen Last kam er zu Hause an.

Die Frau fragte ihn: Vater, was ist das für ein Kind? — „Das ist dein Kind, Frau,“ war seine Antwort.

Nun erzählte er ihr kurz die Geschichte, wie er das Mädchen gestern Abend gesehen, ihre Armuth und Verlassenheit gehört, sich ihrer erbarmt, und mitgenommen hätte, um sie seinen eigenen Kindern gleich zu halten.

Während der Erzählung hielt sich das Kind fest hinter ihm an seinem Kleide, und weinte.

Die Frau die eben ein so gutes Herz hatte als ihr Mann, zog es sanft zu sich; weinte mit dem Kinde, nahm es auf ihren Schooß, und tröstete es mit den Worten: hat dir mein Mann

versprochen, dein Vater zu seyn, so will ich deine Mutter werden; weine nicht, mein Töchterchen! —

„Aber, Frau, da sind noch zwei andere Kinder, Schwester und Bruder von diesem Mädchen, denen es eben so geht.“ —

Nun, wenn du meinst, so reise hin und hole sie —

Des folgenden Tages reiste er also mit seinem Wagen ab, um die andern beiden Waisen gleichfalls zu holen.

„In Gottes Namen fahre hin,“ sagte die gute Frau beim Abschiede, „Gott wird uns wohl Brod für sie geben.“

Aber der Herr von . . . hatte unterdes das Vorhaben des Holländers erfahren, und wollte die Kinder nicht mit ihm ziehen lassen.

Er ließ ihn zu sich kommen, und gab ihm einen Verweiß, daß er schon, ohne die Erlaubniß des Gutsherrn zu suchen, das jüngste Mädchen fortgenommen hätte. Ihr Vater, (er war ein Schneider gewesen) ihr Vater, sagte der gnädige Herr, ist über 50 Thaler schuldig geblieben; für diese Schuld will ich die Kinder unterthänig *) machen. —

„Das geb ich nicht zu, gnädiger Herr,“ rief der Holländer; „und wenn es auf weiter nichts, als auf funfzig Thaler ankömmt, so reise ich nach Hause, und hole sie; denn die Kinder liegen mir zu sehr am Herzen.“ —

Er gieng, kam wieder, brachte das Geld, bezahlte die Schuld, und nahm die Kleinen mit sich.

Er pflegte hernach, wenn man ihn um seine Kinder befragte, zuweilen halb lachend zu sagen: „Ich habe zehn, sieben eigne Kinder, und drei habe ich mir gekauft.“ —

*) Das heißt, zu Leibeigenen machen.

Hier ist, was der ehrliche Holländer im Jahr 1781 über seine angenommene Kinder sagte: „Gottlob, es hat mich und meine Frau noch nie gereuet. Es sind gute Kinder; ich habe sie wie meine eigne gehalten; auch ist unter ihnen und meinen eignen nie Zank gewesen.“

„So klein sie auch waren, als ich sie zu mir nahm, so wenig haben sie je eine harte Züchtigung nöthig gehabt.“

Itzt sind sie alle groß. Die eine dient mir zu M. als Ausgeberin, und führt mir da die Wirthschaft sehr ordentlich. Dies ist die Kleine, die vier Jahr alt war.

„Den Sohn, einen verständigen, jungen Menschen, hab ich bei mir zu K. (wo der Holländer izt wohnt); und das älteste Mädchen ist verheurathet. Sie hat einen Fischer zum Mann, und lebt sehr vergnügt.“

„Ich habe ihre Mitgabe besorgt, als wäre sie meine leibliche Tochter gewesen. Sie hat schon zwei Kinder, und ich habe die Freude, daß sie mich Großvater nennen.“

Eben der brave Mann nahm nachher auch seinen Schwager, der nach dem Tode seiner Frau in schlechte Umstände gerathen war, nebst einigen Kindern zu sich.

„Denn, sagte er, als ers erzählte, ich war ihm ja der nächste.“

„Nun sollte man zwar meinen, daß wir selbst alles brauchten, was ich verdiene, und man glaubt auch nicht eher, etwas für andere übrig zu haben, als bis man es versucht hat. Aber wenn man ordentlich und arbeitsam lebt, so bleibt noch immer was übrig, das man abgeben kann.“

Aus öffentlichen Nachrichten.

Die Tabackspfeife.

„Gott grüß euch, Alter! — Schmeckt das Pfeifchen?
Weis't her! — Ein Blumenkopf
Von rothem Thon mit goldnen Reifchen! —
Was wollt ihr für den Kopf?“ —

O Herr, den Kopf kann ich nicht lassen!
Er kömmt vom bravsten Mann,
Der ihn, Gott weiß es, einem Bassen *)
Bei Belgrad **) abgewann.

Da, Herr, da gab es rechte Beute!
Es lebe Prinz Eugen!
Wie Grummet sah man unsre Leute
Der Türken Glieder mähn. —

„Ein andermal von euren Thaten:
Hier, Alter, seyd kein Tropf,
Nehmt diesen doppelten Dukaten
Für euern Pfeifenkopf.“

Ich bin ein armer Kerl und lebe
Von meinem Gnadensold;
Doch, Herr, den Pfeifenkopf, den gebe
Ich nicht um alles Gold.

Hört nur: einst jagten wir Hussaren
Den Feind nach Herzenslust,
Da schoß ein Hund von Janitscharen ***)
Den Hauptmann in die Brust.

---

*) Ein Bassa, richtiger Pascha, ist ein hoher Kriegsbedienter bei den Türken.

**) Eine Festung in der europäischen Türkei, bei welcher 1717 die kaiserlichen Truppen unter Anführung des Prinzen Eugen einen großen Sieg über die Türken davon trugen.

***) Der beste Theil des türkischen Fußvolks.

Ich hob ihn flugs auf meinen Schimmel,
Er hätt' es auch gethan,
Und trug ihn sanft aus dem Getümmel,
Zu einem Edelmann.

Ich pflegte sein. Vor seinem Ende
Reicht er mir all sein Geld
Und diesen Kopf, drückt mir die Hände,
Und blieb im Tod noch Held.

Das Geld mußt du dem Wirthe schenken
Der dreimal Plündrung litt;
So dacht ich, und zum Angedenken
Nahm ich die Pfeife mit.

Ich trug auf allen meinen Zügen
Sie wie ein Heiligthum,
Wir mogten weichen oder siegen,
Im Stiefel mit herum.

Vor Prag verlohr ich auf der Streife
Das Bein durch einen Schuß;
Da grif ich erst nach meiner Pfeife,
Und dann nach meinem Fuß.

„Ihr rührt mich, Freund, fast bis zu Zähren,
O sagt, wie hieß der Mann,
Damit auch mein Herz ihn verehren
Und ihn beneiden kann."

Man hieß ihn nur den tapfern Walther;
Dort lag sein Gut am Rhein. —
„Das war mein Ahne, lieber Alter,
Und jenes Gut ist mein!"

„Kommt, Freund, ihr sollt bei mir nun leben;
Vergesset eure Noth!
Kommt, trinkt mit mir von Walthers Reben,
Und eßt von Walthers Brod!"

Nun, kop! Ihr seyd sein wahrer Erbe!
Ich ziehe morgen ein,
Und euer Dank soll, wenn ich sterbe,
Die Türkenpfeife seyn!

Pfeffel.

Zwölf brave Söhne.

Folgende Geschichte trug sich im vorigen Jahre zu London zu.

Es lebte daselbst — vermuthlich noch jetzt — ein fast hunderjähriger Mann, von Profession ein Schneider.

Dieser Mann hat zwölf Söhne, die alle Soldaten sind, und die in dem letzten amerikanischen Kriege sich alle brav gehalten haben.

Die Vorsehung hatte über ihr Leben gewacht; und neulich kamen sie alle gesund und unversehrt zurück; und sie eilten, ihren alter Vater aufzusuchen.

Als sie bei ihm ankamen, fanden sie ihn in großer Dürftigkeit. Es fehlte ihm sogar an Brod.

„Kein Brod! rief einer der Söhne aus, (es war der jüngste von allen) und er hat dem Vaterlande zwölf Vertheidiger gegeben! Das ist nicht recht; ihm muß sogleich geholfen werden! „

Aber wie? erwiederten die andern.

„Wie? Ist denn kein Leihhaus *) hier? „

Ein Leihhaus? — Ja; aber was kann uns das helfen, die wir nichts zu versezen haben?

„Wir hätten nichts? Hört nur, Brüder; unser Vater hat viele Jahre lang das Schnei-

*) In großen Städten pflegt ein Haus zu seyn, wo man Geld geliehen bekömmt, wenn man irgend eine Sache von Wehrte zum Unterpfande geben kann.

verhandwerk getrieben, und stirbt jezt Hungers; das beweiset seine Ehrlichkeit zur Gnüge. Wir, seine Söhne, haben dem Vaterlande gedient, und keiner darf sagen, daß wir unsere Ehre jemals befleckt haben. Kommt, laßt uns unsere Ehre für ihn versezen! Man wird uns, hoffe ich, doch wohl funfzig Pfund *) auf ein solches Pfand leihen!„

Die Brüder lächelten anfangs über diesen Einfall, endlich billigten sie ihn. Einer fertigte folgendes Billet aus, alle unterschrieben es:

Zwölf Engländer, Söhne eines Schneiders, der in einem Alter von beinahe hundert Jahren in die äußerste Armuth gerathen ist, alle Soldaten und alle eifrig im Dienste des Königs und des Vaterlandes, bitten die Herren des Leihhauses um die Summe von funfzig Pfund, ihren armen unglücklichen Vater zu unterstützen. Zur Sicherheit darüber verpfänden wir unsere Ehre, und versprechen, besagte Summe nach Verlauf eines Jahres wieder zu bezahlen.“

Dieses Billet schickten sie nach dem Leihhause. Man zahlte ihnen die verlangten funfzig Pfund aus, zerriß das Billet, und versprach, den Alten zu versorgen, so lange er lebte.

Kaum wurde diese Begebenheit bekannt, so liefen Vornehme und Geringe, Reiche und Arme, den Schneider zu sehen, und keiner kam mit leerer Hand.

Der Schneider kam auf diese Art in so gute Umstände, daß er nun im Stande ist, seinen braven Söhnen ein kleines Kapital zur Belohnung ihrer kindlichen Treue zu hinterlassen.

Aus öffentlichen Nachrichten.

*) Dreihundert Thaler.

Der Seidenwurm.

Wo bist du, kleiner Wurm, verschwunden?
Du Liebling meiner Nebenzeit!
Ich sah dich noch vor wenig Stunden;
Jetzt seh ich nur dein göldnes Kleid.

In deinem eignen Fleiß begraben
Bist du, und schlummerst stolze Rast,
Ich kann kein schöner Beispiel haben,
Als du mir da gegeben hast.

Willkommen, nützliche Geschäfte!
Umgebt mich, hüllet ganz mich ein!
Ich habe ja die jungen Kräfte;
Ich will ein Sohn der Arbeit seyn.

Und wenn ich viel genützet habe,
Und werde nun nicht mehr gesehn,
Und lieg' in meinem stillen Grabe,
So ist dann noch mein Beispiel schön.

Overbeck.

Warum man sparsam seyn muß?

Sofie.

Du willst ausgehen, liebe Mutter, o wohin?

Mutter. Ich habe mancherlei nöthig, liebe Sofie, das will ich einkaufen.

Sofie. Warum thust du das selbst, Mutter? Kannst du nicht die Köchin oder Lehnen hinschicken?

Mutter. Das könnt ich wohl, liebes Mädchen, aber dann müßt ich es mir auch gefallen lassen, vielleicht mehr Geld für die Waaren zu

geben, als sie werth sind, weil weder die Köchin noch Lehne gehörige Kenntniß davon haben

Sofie. Das ist wohl wahr, liebe Mutter; vorgestern kaufte die Köchin sich Leinewand zu Hemden, wofür sie 4 gr. gab, die viel, viel gröber ist, als die russische Leinewand, die du neulich für 2 gr. 6 pf. kauftest. Aber du könntest ja die Kaufleute hier herkommen lassen, das wäre ja weit bequemer.

Mutter. Das würde mir freilich den Weg ersparen; aber auch zugleich den Vortheil rauben, den ich habe, wenn ich in ihre Läden selbst gehe.

Sofie. Was ist das für ein Vortheil, Mutter?

Mutter. Der, liebes Kind, daß ich unter einer großen Menge Waaren wählen kann, was mir gefällt, hingegen ist meine Wahl bei einem kleinen Packet, das der Kaufmann mir ins Haus bringt, viel eingeschränkter.

Sofie. Weißt du, was ich wünsche, liebe Mutter?

Mutter. Was denn, mein Kind?

Sofie. Daß du mich mitnehmest, damit ich auch einkaufen lerne.

Mutter. Unsre Münsche begegnen sich. Ich hatte es schon beschlossen, daß du nicht allein heute, sondern auch künftig immer mich begleiten sollest, um den Preiß und die Güte der Waaren kennen zu lernen, welches für eine Hausfrau von ausserordentlichem Nutzen ist. Durch diese genaue Kenntniß der Waaren, können wir unsern Männern viel Geld ersparen, das uns doppelt angenehm seyn muß, weil wir an dem eigentlichen Erwerb nach der einmal eingeführten Ordnung selten Antheil haben können. Nimm nun geschwind deinen Mantel um, wir wollen gleich gehen.

Sofie. Ich bin gleich wieder hier, liebe Mutter. (Läuft freudig weg.)

Sofie. (in einem Laden.) O liebe Mutter; sieh einmal das schöne Rosenband, soll ich mir wohl eine Garnitur davon kaufen?

Mutter. Wenn sie dir nöthig ist, und du von deinem Monatsgelde noch so viel übrig hast, so bin ich es wohl zufrieden.

Sofie. Ach! und die netten Schnallen! darf ich die nicht auch kaufen, liebe Mutter?

Mutter. Was ich beim Bande gesagt habe, gilt auch von den Schnallen.

Sofie. O bitte, bitte, liebe Mutter, sieh einmal das schöne rothe Tuch mit dem gemalten Rande! Sind die Blumen nicht so natürlich, daß man sie abpflücken mögte? und würde es nicht herrlich zu dem Bande passen, das ich eben gekauft habe?

Mutter. Das würde es. Aber, liebe Sofie, ich glaube, daß du es entbehren kannst; dein weißes Tuch, das sich zu allen Farben schickt, und das noch neu ist, wirst du recht gut zu dem rothen Bande tragen können. Und überdem fürcht ich, würde die Ausgabe dafür deine Börse, in die nur erst in 5 Tagen wieder etwas kömmt, ganz ausleeren.

Sofie. Das Tuch ist doch gar zu schön, o ich mögte es so gern haben! und, liebe Mutter, in 5 Tagen kann ja eben nichts vorfallen, wozu ich Geld gebrauchte, nicht wahr, liebe Mutter?

Mutter. Doch, Sofie, doch! oft in noch viel kürzerer Zeit. Aber es sey darum; kauf es, weil du es für so unentbehrlich hältst. Vergiß aber nicht, was ich dir so eben gesagt habe.

(Sofie bringt die gekauften Sachen im Triumph zu Hause, und zeigt sie, noch ganz

für

für Freude außer sich, ihrer Freundin Lotte, die sie eben zum Besuch bei sich vorfindet.)

Lotte. Hast du etwa gleich das Nesseltuch zu der Schürze mit gekauft, die du deiner Mutter zum Geburtstage brodiren willst? O liebe Sofie, wenn du's noch nicht hast, so nimm doch ja von diesem hier, den ich für meine Mutter brodire, damit unsre liebe Mütter egale Schürzen haben; das würde sie einmal freuen!

Sofie. Ach, liebe beste Lotte, das Nesseltuch habe ich in dem Augenblicke, da mir das Tuch, die Schnallen, und das Band so gut gefielen, ganz vergessen. Was soll ich nun anfangen? Ach! nun kann ich meiner Mutter nichts zu ihrem Geburtstage schenken, der schon den 2ten des künftigen Monats ist! Ich habe all mein Geld ausgegeben, und leihen darf ich nichts, selbst von dir nichts; das haben Vater und Mutter mir untersagt. O, ich unbesonnene Thörin! (Indem sie die letzten Worte ausspricht, kömmt die Köchin ganz außer Athem herein gelaufen.)

Die Köchin. O liebe liebe Mamsels, erbarmen sie sich doch einer armen Frau, die unten in der Küche ist, und die ihren sieben Kindern schon seit gestern Mittag nichts mehr hat zu essen geben können! Wir Bediente haben zwar schon einige Groschen zusammengelegt, aber das ist doch nicht viel, denn sie hat bei dieser erschrecklichen Kälte auch kein Holz, und dazu, o ich bitte sie, dazu geben sie doch etwas von ihrem Taschengelde her; sie können gewiß das Geld nie nützlicher anwenden; Madam ist ausgegangen, sonst würd ich's der sagen, und die gäbe mir gewiß zu einem ganzen Viertel Holz, damit acht Menschen nicht todt frieren dürften.

Sofie wird blutroth, sieht Lotten an, und fängt bitterlich an zu weinen.

Lotte, sehr gerührt, zieht ihre Börse heraus und giebt der Köchin das verlangte Geld. Die hat es kaum der armen Frau überbracht, als diese mit Freudenthränen ins Zimmer stürzt, für Sofien niederfällt, und ihre Hand küssen will, aber nicht sprechen kann.

Die bringt Sofien vollends außer sich. —

„Ich bin es nicht, liebe Frau, der sie Dank schuldig ist. Dies ist ihre Wohlthäterin — auf Lotten zeigend — meine Thorheiten haben mich verhindert, dasselbe Glück zu geneißen. Aber da — indem sie eilend ihren noch ausgebreiteten Einkauf zusammen raft — da, nehme sie dies, verkaufe sie's, so gut sie kann, und kaufe sie ihren armen Kindern Brod dafür. —

Indem sie der armen Frau, die sich weigert, die Sachen anzunehmen: sie mit Gewalt aufdringt — kömmt ihre Mutter zu Haus. Wie Sofie sie ansichtig wird, fliegt sie zu, und verbirgt mit vielen Schluchzen ihr Angesicht in ihrem Busen. Lotte muß der erstaunenden Mutter alles erklären.

Mutter. Nun, Sofie, hatte ich nicht recht, wenn ich dir rieth, nichts überflüssiges zu kaufen, und dein Geld hübsch zusammen zu halten?

Sofie. O ja, liebe beste Mutter, du hattest nur zu sehr Recht! Vergib, o! vergib mir nur diesmal meine Unbesonnenheit! Niemals sollst du mich wieder so leichtsinnig finden.

Mutter. Gott gebe, daß du Wort hältst!

M i n n a.

Der Frühling war gekommen. Schön,
Wie dünner Rosenflor umfloß

In frischem Morgenroth gefärbt,
Lin Nebel sanft das Birkenthal;
Da saß am blühenden Gebüsch
Die fromme Minna, sah die Zweig'
Im schönen Morgennebel sich
So lieblich neigen; und von fern
Stieg aus bethauter Rockensaat
Die Lerche jubilirend auf;
Und leise, leise, lispelte
Das Wasser durch die Wiesen hin,
Zu tränken den erstorbnen Klee.

Das süße Lied der Nachtigal
Floß ihr im sanften, kühlen Wehn
Nur selten, aber himmlisch süß
Vom weißen Schlehenbusch herab.
Die Wiesenblumen nikten ihr
Den stillsten guten Morgen zu.

Die Wonne drang mit süßer Macht
In Minna's Engelseel' und goß
Sich itzt in frommen Seufzern aus.
Sie falkete mit: "Gott! o Gott!„
Die kleinen, weißen Händ', und ach!
Ihr Blick, voll schöner Andacht, stieg
Zum rothbestreiften Himmel auf.

„Ja! es ist wahr," rief sie, „was oft
Mein guter Vater mir gesagt;
Es ist ein Gott, der alles hier
Um mich herum so reizend schuf."

Und hell und immer heller blüht'
In ihrem rosigen Gesicht
Die stille Seelenandacht auf:
Und schön und immer schöner schwam
Die fromme Thrän' um ihren Blick,
Wie Thau auf Morgenveilchen bebt.

„Wenn Gott schon diese Welt," so fuhr
Der kleine sanfte Engel fort,
„So wunderherrlich ausgeschmükt;
Wie unbeschreiblich schön muß es
Bei diesem Gott im Himmel seyn.
O, gieb du guter Gott, daß ich
Zu einem Engel reif', und einst
Aus dieser schönen Frühlingswelt
In jene schönre komme, wo
Mein Mütterchen schon lange wohnt!
Die ach! in diesem Augenblick
Vielleicht an ihre Minna denkt." —

Izt traf ihr Vater, welcher sie
Still hinter einem Schlehenbusch
Belauscht, hervor und hielt in ihr
Sein ganzes Vaterglück im Arm.
Umschlungen hielt er sie so dicht,
Wie sich die Reb' um's Gütter schlingt.
Und eine Thräne zitterte
Von seiner grauen Wimper still
Auf Minna's rothe Wang herab.
Und sie verbarg ihr schön Gesicht
Errölhend in sein Silberhaar.

„Kind," sprach er, "frömmer hast du nie
Zu Gott gebetet; und dein Gott
Erhöret dein Gebet gewiß.
Wann du als Engel wirst dereinst
Um deine Mutter schweben, dann,
Dann segne diesen Tag noch, Kind!"

Tiedge.

Das geduldige Schaf.

Ein Schäfchen war so niedlich,
Der holden Unschuld gleich;

Es war so sanft, so friedlich,
Das Felchen seidenweich.
Des Pachters wilder Bube,
Nahm, weil es ihm gefiel,
Es zu sich in die Stube,
Und trieb damit sein Spiel.

Doch bald des Spielens müde,
Fand er es nicht mehr schön;
Da ließ er es in Friede
Zu seinem Hirten gehn.

Und als es bei der Heerde
Nun aufgenommen ward,
So fand es die Beschwerde
Von mancher Art nicht hart.

Es schien sich vor dem Scheeren.
Wie andre, nicht zu scheun:
Denn frühe Leiden lehren
Einmal geduldig seyn.

* * * * * * * *

In deiner Jugend übe
Geduld! Sie thut einst gut;
Vergilt mit sanfter Liebe
Wenn man dir Unrecht thut!

Tiedge.

Eine seltene Begenbenheit am 8ten November 1783.

Die merkwürdige Geschichte, die ihr hier lesen werdet, ist an dem angezeigten Tage im Osnabrückischen vorgefallen. Derjenige, welcher Zeuge davon war, meldet sie mit folgenden Worten.

Vor einigen Wochen kam ein Mann, der in dem Dorfe D. eine kleine Bauerstelle bewohnt, in mein Haus, und bat mich, ihm einen Empfehlungsbrief zu schreiben, worin ich bezeugte, daß er ein ehrlicher Mann sey. Ich ließ mich mit ihm in folgendes Gespräch ein.

Ich. Wem soll ich denn das schreiben.

Er. Dem Herrn Amtmann zu — — (er nannte einen Ort ausser Landes zu, dem er jetzt gehen wollte, wegen eines gewissen Anliegens.

Ich. Darf ich dieses Anliegen wissen?

Er. Warum nicht? — Einer aus unserm Dorfe, der ehrliche — — ist dort ins Gefängniß gelegt worden, von wegen einer Schlägerei, davon er wissen soll, und woran er insgeheim Antheil genommen zu haben beschuldiget wird. Ich halte den guten Mann für unschuldig, und böse Leute sind es, die ihn verdächtig gemacht haben.

Ich. Nun?

Er. Er ist nun schon acht Wochen dort im Lande, wohin er sich Geschäfte halber begeben hatte, im Gefängniß fest gehalten; und weil ich den Mann wegen seiner Redlichkeit werth halte, so habe ich ihn während der Zeit einigemal besucht. Er lag leider! in einem kläglichen Diebsgefängnisse. Sein gutes Gewissen giebt ihm wohl standhaften Muth, aber das gieng mir doch sehr zu Herzen, als er so oft um seine Frau seufzte und sich nach seinen beiden krank liegenden Kindern ängstlich sehnte.

Ich. Setzt euch doch auf den Stuhl da, und fahret fort.

Er. Er sagte mir, daß er den lieben Gott nur darum bäte, daß er doch seine beiden kleinen Kinder so lange im Leben erhalten mögte, daß er sie noch einmal lebendig sähe. Allein nun habe ich, nach meiner Wiederkunft, die Kinder

so elend krank gefunden, daß sie wohl nicht einige Tage mehr überleben werden. Seine Frau mag ihm von dem Krankenlager nichts melden, weil sie fürchtet, daß Gram und Kummer ihren einsamen Mann auch bald zu Grabe bringen würden.

Ich. Und was denkt ihr nun dabei zu thun?

Er. Ich habe diese Nacht davor nicht schlafen können, weil mir das Herz zu sehr beschwert war. Daher habe ich beschlossen hinzugehen, um dort an die Stelle des ehrlichen Mannes mich hinsetzen zu lassen, damit er aus der Beklemmung des Herzens komme, seine Kinder noch einmal sehe, und wenn es Gott gefällt, sie zur Erde bestatte. In was für Jammer würde der Mann kommen, wenn er hörte, daß seine Kinder nicht mehr im Leben seyn, und vorher mit einander so vieles gelitten! — Ich will den Herrn Amtmann so lange bitten, bis er ihn an meiner Statt losgiebt. Ich wollte sie nun freundlich bitten, mir einen Brief an den Herrn Amtmann mitzugeben, weil Sie doch mit ihm bekannt sind.

Ich. Ihr seyd ein braver Mann! Dafür habe ich euch immer gehalten, und diese Geschichte macht euch bei Gott und Menschen Ehre. Sogleich will ich den Brief fertig haben. Zuvor sollt ihr mit mir essen; denn es schmekt mir besser, wenn ich davon weiter mit euch reden kann.

Er. Noch eine Bitte: meine Frau habe ich beredet, daß sie mich hingehen läßt; allein sie weiß nicht, daß ich in einem Diebsbehältnisse sitzen werde. Sollte sie nun hernach davon hören, so wollte ich Sie bitten, es ihr auszureden, weil sie Ihnen am meisten glaubt.

Ich. Gut, lieber Mann! — Nun, hier ist der Brief. Ich versichere euch, daß ihr an dem Herrn Amtmann einen braven Mann fin-

den werdet. Ihr sagtet zu mir, daß ihr nicht hättet schlafen können, glaubt ihr auch, daß ihr im Gefängnisse Schlaf haben werdet?

Er. Ja, das glaube ich gewiß eher. Denn meine Frau und Kinder sind gottlob! gesund, und was wird sich der Mann nicht freuen bei seiner lieben Frau und Kindern, wornach er Tag und Nacht sich so lange schon gesehnt hat. Und Gott ist ja bei mir im Gefängnisse.

Ich. Das wird euch Gott vergelten. Ich habe in dem Briefe geschrieben, daß ich für euch Bürge bin, daß ihr nicht entweichet, bis der — wieder kömmt und euch ablöset.

Er. Sie sollen sehen, daß wir beide ehrlich handeln, und ich danke Ihnen für das Vertrauen.

Ich. So begleite euch Gott, und gebe euch ferner Muth zu eurer kristlichen That!

Großer Gott! wer suchet in niedrigen Hütten solche lautere, ungekünstelte, fromme Empfindlichkeit! Und solchen edlen Sinn findet man da oft.

Die Folge war, daß der Amtmann die Sache des Gefangenen sogleich untersuchte, und nach einigen Tagen kam er aus dem Gefängnisse zu den Seinigen.

Morgenlied eines Bauersmanns.

Marsch auf, lieb Weibel, Kind und Hund!
Es kräht schon unser Hahn;
Die Morgenstund tragt Gold im Mund;
Drum flugs euch angethan!

Draus meckert schon der Zottelbart,
So oft der Haushahn kräht,

Und Hämlein, Lämlein, kraus und zart,
Schon auf die Weide geht.

Das Lerchlein singt schon auf der Heid'
Im güldnen Morgenschein;
Und ihr — wie schläfrig ihr noch seyd!
Schämt euch ins Herz hinein!

Ach Gott, wie warm die Sonn' aufgeht,
Wie labt sich das Gemüth!
O wie so frisch der Garten steht,
Und Kraut und Blümlein blüht!

Da hängt der Thau noch blitzend dran;
Den goß gewiß gar früh
Sein Engel aus; mich Bauersmann
Vergißt der gute nie.

Dank dir, daß du auch Weib und Kind,
Du Engel, diese Nacht
Und mich und all mein Hausgesind
So treulich hast bewacht.

Wir wollen nun von Herzen gern
Auf zu der Arbeit stehn,
Und nicht wie unsre große Herrn
Vom Bett zu Tische gehn.

Nach seiner Art zieht jedes nun
Zu seinem Tagwerk aus,
Der Adler, wie das Haselhuhn,
Der Löwe, wie die Maus.

Laßt drum hinaus ins Feld uns ziehn;
Frisch, Kinder, frisch heran!
Damit die Ameis' und die Bien'
Uns nicht beschämen kann.

Und du im Himmel! sieh herab
Auf uns und unser Feld!

Und wende Fluk und Hagel ab!
Du biſt ja Herr der Welt!

Und kommen wir beim Abendroth
Dann heim in Müh und Schweiß,
So ſegne, lieber gufer Gokk!
Auch unſern Topf voll Reiß!

Der Schooshund.

Stets blieb der Schooshund, Milord, mager,
So ſehr das Fräulein ihn auch pflag,
So mühſam man ihm auch das Lager
Bepolſterte, auf dem er lag.
Er durfte mit zu Tiſche ſitzen,
Und mancher Stuhl war ihm zu hark;
Doch konnt' er niemals ſehn, daß Spizen,
Dem Haushund, Brod gegeben ward.
Erſchreklich fing er an zu knurren;
Zu Berge ſträubte ſich ſein Haar;
Er ließ nicht eher nach mit murren,
Eh Spiz nicht aus der Stube war;
Als ob dem Armen nichts gebühre.
Spiz krug das alles. Nur ein Wort,
Ein Wink nur nach der Stubenthüre,
Und Spiz geht mir nichts dir nichts! fort.
Was hat nun der für ſeine Treue?
Sein Lager iſt kein weiches Bett;
Zufrieden liegt er auf der Streue,
Bewacht das Haus, wird dick und fett.
Troz, daß ihn Leckerbiſſen nähren,
Iſt dennoch Milords Lebenslauf
Sehr traurig; Neid und Mißgunſt zehren
Ihn bei lebendgem Leibe auf.
Sein Bluk fieng ſchäumend an, zu kochen;
Er fuhr vom weichſten ſeidnen Schooß,

Erblikt' er Spizen bei dem Knochen,
Den er verschmäht', auf Spizen los.
Umsonst, daß ihn das Fräulein streichelt;
Der Domestiken ganzes Chor
Ihm, um des Fräuleins Willen, schmeichelt!
Denn elend blieb er nach wie vor!
Was half ihm nun, bei seinem Neide,
Sein Glück? Nie hat es ihn ergözt;
Und ohne Ruh und ohne Freude,
Starb er höchst mißvergnügt zulezt,
Daß er das Spizen lassen mußte,
Was er, mit einem fröhlichen
Gemüth, nicht zu genießen wußte.
So lohnt der Neid den Neidenden.

Das Laster straft sich schon hienieden.
Der Neider sey ein Beispiel; gebt
Ihm Königreich', ob er zufrieden,
Beim mäß'gen Glücke andrer, lebt?

Tiedge.

Ein leichtes und sicheres Mittel, mit jedem Tage besser und glücklicher zu werden.

Nicht wahr, meine lieben kleinen Leser, ihr wünschet alle mit jeden Tage besser zu werden, weil euch allen wohl bekannt ist, daß man dann auch mit jedem Tage glücklicher wird? Aber ihr wißt nur noch nicht recht, wie ihr das anzufangen habt?

Wollt ihr meinen Rath hierüber hören? und wollt ihr ihn auch befolgen? — so will ich ihn euch gern mittheilen.

Seht, liebe Kinder, wenn man von ganzem Herzen gut und glücklich werden will: so

wird vornemlich dazu erfordert, daß man immer recht aufmerksam sey, so wohl auf sich selbst, als auch auf andere Menschen und überhaupt auf alles, was man sieht und hört rund um sich her.

Ich will euch etwas deutlicher sagen, was ich damit meine.

Man ist aufmerksam auf sich selbst, wenn man sich oft selbst frägt: war das auch recht, was du jezt dachtest? War das auch vernünftig was du jezt wünschtest? War das auch gut und recht gehandelt, was du jezt thatest? und wenn man über diese Fragen so lange nachdenket, bis man weiß, was man sich selbst darauf antworten müsse.

Man ist aufmerksam auf andere Menschen, wenn man sich bemüht, irgend etwas an ihnen wahrzunehmen, was gut und löblich ist, und was da verdient, daß wir es nachzuahmen suchen.

Man ist endlich aufmerksam auf die Dinge um uns her, wenn man alle seine Sinne gebraucht, um sie so genau kennen zu lernen, als es uns nur immer möglich ist.

Seht, Kinder, eine solche beständige Aufmerksamkeit auf sich selbst, auf andere Menschen und auf die Dinge um uns her, macht uns gewiß alle Tage verständiger und besser, und also auch gewiß alle Tage zufriedener und glücklicher.

Aber ich weiß schon: wie es mit euch geht; so wenn ihr euch auch noch fest vornehmt, etwas zu thun: so habt ihr es morgen gemeiniglich schon wieder vergessen.

Wenn ihr also auch, indem ihr dieses leset, den festen Vorsaz fasset, diejenige Aufmerksamkeit, die ich euch jezt empfohlen habe, künftig bei allen Dingen anzuwenden: so besorge ich doch, daß ihr diesen guten Vorsaz bald wieder aus der Acht lassen werdet.

Aber ich weiß, wie ihr es machen müsset, um das nicht zu thun; und dieses Mittel will ich euch jetzt lehren.

Es war einmal ein Vater, der hatte zwei Kinder. Da er nun wünschte, daß diese Kinder keinen Tag umsonst leben, sondern jeden Tag etwas zu lernen und irgend etwas Gutes mehr annehmen mögten: so nahm er folgende Abrede mit ihnen.

„Kinder, sagte er, künftig sollt ihr alle Abend vor oder nach dem Abendessen auf meine Stube kommen.“

Was sollen wir denn da machen? antworteten die Kinder.

„Da sollt ihr mir, fuhr der Vater fort, allemal fünf Fragen beantworten, die ich jedem von euch vorlegen werde.“

Was sollen denn das für Fragen seyn? erwiederten die Kinder.

„Diese, sagte der Vater: erstlich will ich euch fragen: was habt ihr heute in euren Freistunden bemerkt, was ihr vorher entweder gar nicht, oder noch nicht recht kanntet? Dann: was habt ihr heute in euren Lekzionen zugelernt, was ihr gestern noch nicht wußtet? Dann: habt ihr heute irgend etwas gedacht oder gethan, wovon euer Herz euch nachher sagte, daß es nicht recht wäre? Dann: habt ihr heute irgend etwas gedacht oder gethan, was euch noch jetzt, indem ihr daran zurück denkt, Freude macht? Und endlich: habt ihr heute in den Reden und Handlungen anderer Menschen irgend etwas Gutes bemerkt, was euch gefiel, und was ihr nachzuahmen wünschtet?“

Warum sollen wir denn auf diese Fragen antworten? fragten die Kinder.

„Das sollt ihr künftig einmal erfahren, antwortete der Vater; jetzt wird es euch genug seyn, wenn ich euch bloß sage, daß ihr mir durch die Beantwortung derselben, alle Abend recht große Freude machen werdet.“

Nun gut, sagten die Kinder, das wollen wir gern thun.

Gegen Abend kamen sie von selbst zum Vater und baten, daß er sie nun frägen mögte.

Als nun der Vater hierauf fragte: nun lieben Kinder, was habt ihr denn in euren Freistunden heute bemerkt? da hatte der eine noch mehr, als der andere zu erzählen.

Henriette sagte: Ich habe gesehen, wie man große Bohnen einmacht, um sie den ganzen Winter hindurch so frisch zu erhalten, als wenn sie eben erst aus dem Garten geholt wären; und nun erzählte sie umständlich, alles, was man damit vornehmen müsse.

Karl sagte: ich habe bemerkt, was die Beulen bedeuten, welche die Kühe auf dem Rücken haben; und nun erzählte er: er habe an einer solchen Beule gedrückt, und da wäre auf einmal eine große dicke Made herausgekommen; und da habe man ihm gesagt, eine gewisse Fliege bohrte den Kühen ein Loch ins Fell, legte ihr Ei da hinein, und daraus würden denn die großen Maden, die da unterm Felle so lange liegen blieben, bis die Zeit käme, daß sie sich auch in Fliegen verwandeln sollten.

Auf die Frage: was sie in den heutigen Lektionen gelernt hätten, wußten sie wohl zehnerlei zu antworten.

Als nun hierauf der Vater weiter fragte: ob sie heute irgend etwas gedacht oder gethan hätten, was sie jetzt bereuen? antwortete Karl nach einigem Nachdenken:

„Ich sahe heute den Pfirsichbaum unseres Nachbars, der so viel schöne große Pfirsichen trägt. Da dachte ich: ich wollte, daß der Baum unser wäre! und das war doch nicht recht, weil man nicht begehren muß, was einem andern gehört.

Henriette sagte:

„Ich hatte heute an meiner Näherei etwas nicht recht gemacht; da zeigte mir Mutter, daß das nichts taugte, und da machte ich ein verdrießliches Gesicht. Das war doch auch gar nicht hübsch von mir.“

Nein, das war es nicht, antwortete der Vater, und du mußt dich sorgfältig hüten, daß dir das nicht noch einmal widerfährt. Wenn man Lust hat vollkommener zu werden: so muß man jede Zurechtweisung gern und mit Dank annehmen.

Nun, fügte er hinzu, was habt ihr denn heute gedacht oder gethan, was euch jetzt noch Freude macht?

Aber die Kinder schlugen erröthend die Augen nieder, und erwiederten:

„O, lieber Vater, das können wir doch unmöglich sagen! Das wäre ja, als wenn wir uns selbst loben wollten.“

Nicht doch, ihr Lieben! antwortete der Vater. Wenn ihr mir etwas saget, so ist das eben so, als wenn ihr es nur dächtet, oder zu euch selbst sagtet. Nun darf man ja gar wohl bei sich selbst denken: dies oder jenes habe ich heute recht gemacht. Also dürft ihr das in meiner Gegenwart auch gar wohl sagen. Von Loben soll dabei gar nicht die Rede seyn; ihr sollt's nur deswegen sagen, damit ich mit euch mich freuen möge, daß ihr eure Pflicht gethan habt. Nun?

Nun, sagte Karl, ich habe heute alle meine Sachen in Ordnung gebracht, und mir vor-

genommen, sie nie wieder in Unordnung kommen zu lassen.

Das ist guf, antworfefe der Vafer; und du Henrieffe?

Henrieffe antworfefe: und ich habe mir heufe feft vorgenommen, nie wieder ein verdrießliches Gesicht zu machen, wenn man mir sagf, daß ich was nicht recht gemachf habe.

Auch recht guf, sagfe der Vafer; und Gofk helfe euch, daß ihr das beide immer in Erfüllung bringen möget!

Nun, fügfe er hinzu, was habf ihr denn heufe an andern Menschen Gufes bemerkf, was ihr nachzuahmen begehrf?

Ich, antworfefe Henrieffe, habe heufe von einer armen Tagelöhnerfrau etwas gehörf, was mir sehr gefallen hat.

Und was denn? fragfe der Vafer.

Die arme W**sche, fuhr Henrieffe forf, die uns heufe unsern Flachs ausziehen half, wurde gefragf, was die andere Frau, die mif ihr in einem Hause wohnf, denn immer machfe? Ob sie etwa zu Hause spönne? — Nein, antworfefe sie. Ob sie denn strickfe? Nein, sagfe sie wieder. Ob sie denn gar nichfs thäfe? O, sagfe hierauf die gufe Frau, darum müßf ihr mich nicht fragen. J, warum denn nicht? fragfe unsere Anne. Deswegen, sagfe sie, weil ich über andere Leufe nicht reden mag; ich bekümmere mich nur um mich selbsf. War das nicht guf von ihr gesagf, Vafer?

Recht sehr guf! antworfefe der Vafer; denn wenn man von andern Leufen nichfs Gufes zu sagen weiß, so isf es am besfen, daß man gar nichfs von ihnen sagf. Dafür soll die W**sche euch immer zuerst gerufen werden, so oft es

wieder

wieder etwas bei uns zu verdienen giebt. Erinnert mich daran. — Und du Karl?

„O ich habe auch etwas Schönes bemerkt!“

Und was denn? fragte der Vater.

„Unsere liebe Mutter ließ heute den Arbeitsleuten, die an unserm Graben arbeiten, sagen: wenn sie Feierabend gemacht hätten, so mögten sie noch auf ein halbes Stündchen in den Garten kommen, um noch ein Paar Beete umzugraben?

Nun, sie kamen doch?

„O ja; und da waren sie so fleißig darüber her, daß jeder von ihnen noch drei große Beete umgrub.“

Das war brav.

„O das ist noch nicht alles! Da sie jetzt fertig waren, wollte Mutter jedem ein Trinkgeld geben: aber sie trafen alle zurück und sagten: nein! wir nehmen nichts.“

„I, warum denn nicht? fragte Mutter.“

„O, antworteten sie wieder, das wäre ja wohl recht unartig von uns, wenn wir uns für so eine Kleinigkeit erst noch wollten bezahlen lassen. Der Herr läßt uns diesen Sommer so viel verdienen, und schenkt uns so mannigmal eine Bouteille Brandtewein bei unserer Arbeit: und nun sollten wir uns für so einen kleinen Dienst noch bezahlen lassen?“

Nicht wahr, Vater, das war doch auch recht schön von diesen Leuten?

Allerdings! antwortete der Vater; und das soll ihnen auch nicht unvergolten bleiben.

Seht, liebe junge Leser, so beantworteten diese Kinder alle Abend die fünf Fragen ihres Vaters; und wißt ihr, was die Folge davon war?

Sie wurden nach und nach gewohnt, auf sich selbst und auf alles, was sie sahen und hör-

ten, die größte Aufmerksamkeit zu wenden, weil sie immer begierig waren, etwas anzumerken, was sie des Abends ihrem Vater wieder erzählen könnten.

Dadurch wuchsen sie aber auch zusehends an Verstand und an jedem Guten; so daß ihre Eltern und alle, die sie kannten, recht große Freude an ihnen hatten.

Wollt ihr es nun eben so gut haben: so bittet eure guten Eltern, oder euren Lehrer, daß er es auch so mit euch machen möge. Dann sollt ihr einmal sehen, wie geschwind auch ihr an jedem Guten wachsen, und wie glücklich ihr dann seyn werdet.

Seht, liebe Kinder, dies war es, was ich euch zu rathen hatte: werdet ihr diesen Rath nun zu befolgen suchen? C.

Die Fürsten.

Die großen Fürsten dieser Erden
Was wollen sie denn grössers werden?
Sie haben ja der Länder gnung,
Und goldnes Kleid, und goldnen Prunk.

Und Last und Arbeit auch mit Haufen;
Und werden mächtig angelaufen;
Und denken für der Leute Wohl
Sich ihren Kopf so voll, so voll!

Und haben doch an all' der Plage
Nicht satt, und sinnen Tag auf Tage,
Ob nicht noch mehr zu haben sey
Von schwerer Müh und Sklaverei.

Ich kann es nimmer nicht ergründen,
Was Fürsten am Erobern finden.

Mit jedem Schritte wächst die Pflicht,
Und die Belohnung wächst so nicht.

Drei Vögel hab ich zu versorgen,
Die kosten oft den halben Morgen;
Wenn nun der Vögel wären zehn,
Könnt ich wohl aus der Stelle gehn?

Und doch, wenn's nur den Fürsten würde
Wie mir mit meiner Vogelbürde!
Ich habe Lieb' und Dank dafür;
Und was, ihr Fürsten, habt denn ihr?

Overbeck.

Der gestäupte Thierquäler.

Zu Abo in Finland war vor einigen Jahren ein Hund übergefahren, und kroch sterbend bis an die Thür eines Lederhändlers.

Der funfzehnjährige Sohn dieses Mannes, ein unbarmherziger Bube, halte die Grausamkeit, dieses winselnde Mitgeschöpf zuerst mit Steinen zu werfen, und es dann mit einem vollen Topfe siedenden Wassers zu begießen.

Glücklicher Weise sah diese entsetzliche Unmenschlichkeit ein gegenüber wohnender Rathsherr. Dieser trug am nächsten Tage die Sache im Rathe vor; seine Amtsbrüder schauderten bei der Erzählung, und es ward einmüthig beschlossen, den Unmenschen vorzuforden und gefangen zu setzen.

Es geschah; und nach reifer Ueberlegung des Verbrechens, ward an einem Marktage vor vieler Menschen Augen zu folgender Strafe geschritten.

Ein Büffel entkleidete den Oberleib des Unmenschen, schloß ihn hierauf an den Schandpahl, und las ihm folgendes Urtheil vor:

„Weil du, junger Unmensch! einem der Geschöpfe deines Schöpfers, da es in seiner Todesstunde winselnd dich um Hülfe anflehte, nicht nur keinen Beistand geleistet, sondern sogar mit frevelnder Hand die Schmerzen des sterbenden Thiers vervielfältiget, und es mit vermehrter Qual getödtet hast: so soll dir nun dein verdienter Name an die Brust geheftet, und du sollst dann mit funfzig Geisselhieben gestraft werden.“

Er hing ihm hierauf ein schwarzes Blech an die Brust, worauf in großen weissen Buchstaben die Worte standen: **Blutdürstiger Unmensch.**

Ein zweiter Büttel zählte ihm hierauf mit einer geflochtenen Drahtpeitsche fünf und zwanzig Hiebe zu, worauf der erste ihm wieder Folgendes vorlas:

„Hier, junger Unmensch, fühle nur etwas von den Schmerzen, womit du dein Mitgeschöpf in seiner Sterbestunde quälest; und wenn du einst in deiner eigenen Todesstunde Barmherzigkeit von dem Herrn aller Geschöpfe erflehn willst, so werde menschlicher!“

Dann gab der zweite Büttel ihm noch die rückständigen fünf und zwanzig Hiebe, alles Winselns ungeachtet, wodurch der Unmensch Erbarmung von seinen Richtern auf dem Rathhause zu erflehen suchte.

Diese Strafe der Unmenschlichkeit gegen den freuesten Gesellschafter der Menschen, den dankbaren Hund, hatte den besten Erfolg, indem sie ähnlichen Versündigungen gegen Mitgeschöpfe ein Ende machte.

Denn im Sommer pflegten die finnischen Buben lebende junge Sperlinge anzunageln, und

mit Armbrüsten oder Bläseröhren darnach zu schießen. Andere spießten Frösche auf, und hatten ihre unmenschliche Freude an dem Zappeln der armen Thiere. Andere begiengen noch andere Grausamkeiten.

Das alles unterbleib nun

Denn jetzt fingen sie an, die große Wahrheit zu erkennen: „wer Mitleid fühlt, dem wird Erbarmung wiederfahren von dem, der sich aller erbarmet!“

Und nun fingen sie auch an zu begreifen, daß es ein Kennzeichen eines wahren Gottesverehrers ist, „sich auch der Thiere zu erbarmen.“

Mögten doch alle andere junge Leute in allen andern Ländern zu eben dieser Erkenntniß gelangen!

Man sagt, es gäbe in Deutschland Kinder, welche Vergnügen daran fänden, einen Käfer einen Zwirnsfaden um das Bein zu binden, und ihn dann ohne Unterlaß herum zu schwingen, bis etwa das Bein ausrisse, oder das gequälte Thier den Geist aufgäbe.

Sollten solche Kinder durch Erinnerungen an die unendliche Barmherzigkeit Gottes sich nicht wollen bessern lassen; so würde man eine sinnlichere Ueberzeugungsart anwenden müssen, indem man ihnen einen Bindfaden fest um den Finger schnürte, und sie so lange hin und her zerrte, bis sie gestünden, daß sie diesen Schmerz durch Unbarmherzigkeit gegen Käfer tausendfältig verdient hätten.

Das gute Rosenmädchen

Es war der schönste Mondenschein,
Und Hanchen saß, vom Hauche

Des Mais umlispelt, ganz allein
Am grünen Fliederstrauche;
Da ruhte sie von ihrem Fleiß
Oft unter dem Geschlängel
Der schönen Zweige, hell und weiß
Umleuchtet, wie ein Engel.

Da wimmert was vom Zaune her,
Sie sieht es dunkel schimmern.
Gott! denkt das gute Hanchen, wer
Mag da so kläglich wimmern?
Es kömmt. Ein alter armer Mann
Hängt da an seinen Krücken.
Wer seyd ihr, frägt ihn Hanchen, kann
Ich euch womit erquicken?

Dir sey's, hub die Erscheinung an,
Wer du auch bist! geklaget!
Ich bin ein armer alter Mann,
Den Durst und Hunger plaget.
Mein Sohn war ein Soldat, der mir
Mein Bischen Brod erworben
Ihn prügelte sein Offizier;
Davon ist er gestorben.

Der gute Hans! Gott weiß, er war
Kein liederlicher Bube,
Dies Unglück bringt mein graues Haar
Gewiß bald in die Grube.
Sieh Kind! so' häng' ich, krank und schwach
In diesen Lumpen; keiner
Verschaft mir Brod und Dach und Fach;
Kein Mensch erbarmt sich meiner.

Mein Hüttchen mußt' ich, weil die Pacht
Dazu mir fehlte, räumen;
Halb nackend lieg' ich manche Nacht
Seitdem frei unter Bäumen.

Und bitte, weil ich nichts als Noth
Hinfort zu hoffen habe,
Den lieben Gott um meinen Tod,
Um Ruh im stillen Grabe.

Ach! süßes Mitleid, fromm und weich
Schwimt hell in Hanchens Blicken.
„Kommt mit mir, spricht sie, ich will euch,
So gut ich kann, erquicken!“
Das willst du, sprach der Arme, ach!
Du willst dich mein erbarmen?
„Hier ist mein Arm! Ihr seyd zu schwach,
Ich diene gern den Armen.“

„Mein Vater nimmt sich eurer an,
Wenn ich darum ihn bitte.“
Und so führt sie den armen Mann
An ihrem Arm zur Hütte,
Und macht ein Lager ihm, so gut
Es möglich war; „und morgen.“
Spricht Hanchen, „habt ihr ausgeruht,
So will ich weiter sorgen.“

„Nun gute Nacht!„ Sie geht zur Ruh
Am Schlummer sich zu laben.
Froh schließt sie ihre Augen zu,
So wohlgethan zu haben.
Kaum schaut nach einer süßen Nacht
Der Tag vom Himmel nieder
Auf Hanchens Fenster, so erwacht
Das gute Mädchen wieder.

Und fröhlich eilte sie, mit Brod
Und Milch, zu ihrem Alten;
Sie kömmt und findet ihn — schon todt,
Die Hände fromm gefalten.
Gewiß hatt' er für Hanchen noch
Zu Gott zuletzt gebetet.

Ach: weinte sie: so hat ihn doch
Sein Elend schon getödtet.

„Doch wohl ihm! er hat ausgequält!“
Mit nassem Angesichte,
Geht sie zum Vater und erzählt
Ihm weinend die Geschichte.
Der Vater, nur ein Bauersmann,
Drückt ihre Hand in seiner.
„Wohl Kind! Nimm dich des Elends an,
Denn keine Freud' ist reiner.“

„O das Gefühl ist gar zu süß,
Wenn wohlgethan wir haben!“
So sprach der brave Mann und ließ
Die Leiche drauf begraben.
Und Greis und Jüngling jeder blickt,
Voll Freude, nach der Wohnung,
Wo Hanchen sich verbirgt, und schickt
Ihr Kränze zur Belohnung.

Beim nächsten Rosenfeste drängt
Man sich zu Hanchens Hütte;
Beschämt tritt sie heraus und hängt
Nun schwebend in der Mitte.
So fromm auch noch manch Mädchen war,
So ließ man doch nicht loosen;
Schnell lacht in Hanchens blondem Haar
Der schöne Kranz von Rosen.

Im eignen Schmuk der Sittsamkeit,
Die auf der Stirn ihr thronte,
Mit Ruh' und mit Zufriedenheit
Ihr schönes Herz belohnte,
Stand sie so da. Ein Jeder meint
Er seh' im Liljenkleide
Die Unschuld selbst; doch Hanchen weint,
Vor Schaam und banger Freude.

Und Alles ruft mit Jubelschrei:
Kein Mädchen sey bewährter
In jeder Tugend; keines sey
Der Unschuldkrone werther!
Und Alles jauchzt; nur Hanchen schweigt
Beim frohsten Rundgesange;
Bei jedem Wort des Lobes steigt
Die Röthe ihrer Wange.

So würdig sie ihr Kränzchen trägt,
So würdig auch die Lieder.
Des Volks ihr Opfer sind, sie schlägt
Im Tanz die Augen nieder.
Nachdem fand sie oft, ohne Spur
Von wem? bekränzt ihr Rädchen;
Sprach man von ihr, so hieß sie nur:
Das gute Rosenmädchen? Tiedge.

Wahrer Patriotismus.

Als die Oestreicher im Jahr 1748 im Besitze von Genua waren, mußte diese Republik große Summen aufbringen. Die Herren der Regierung versammelten sich daher, um hierüber zu rathschlagen.

Kurz vorher gieng Herr Grillo, einer der vornehmsten und reichsten Genuesern, in das Rathhaus und bestreute den Vorsaal mit Stricken.

Als er von den Rathsherren gefragt wurde, was diese sonderbare Handlung zu bedeuten habe? so gab er zur Antwort: daß das Volk durch die Kriegskosten schon ganz erschöpft sey, und es daher menschlicher schiene, ihm Stricke zu verschaffen, um sich zu hengen, als sie mit neuen Taxen zu beladen, welche sie zur Verzweiflung bringen müßten.

Man gab ihm zur Antwort: das Geld müsse doch nun einmal aufgebracht werden, und woher es anders kommen solle?

„Woher es kommen soll?“ erwiederte jener; daher, wo es einzig und allein zu finden ist; aus den Kisten der Reichen und Großen.“

Nun gieng er vom Rathhause und kam mit einigen Bedienten zurück, welche die Summe von 500,000 Lire *) in Gold und Silber trugen.

Diese ließ er vor der Versammlung hinwerfen und sagte: so taxire sich ein jeder nach seinen Vermögensumständen, und die geforderte Summe wird bald aufgebracht werden.

Man folgte seinem Exempel; die Großen gaben freiwillige Beiträge, und retteten dadurch die Republik.

Frühlingsgesang.

Der Frühling kommt wieder
Vom Himmel hernieder
Zum warmenden Thale,
Schon glänzt in dem Strale
Des Morgens der Spiegel
Des Teichs, und am Hügel
Sucht, neben der Mutter,
Das Lämmchen sein Futter;
Und leis' und gelinde
Durchflattern die Winde
Die saatvollen Felder.
Im Schatten der Wälder

*) Lira ist in Italien ohngefähr soviel, als bei uns 7 ggr.

Verſtummen nicht länger
Die lieblichen Sänger.
Wie ſchwärmende Träume,
Durchſegeln die Räume,
Des Himmels die Schwalben
Und grüßen die falben,
Vergoldeten Wölkchen.
Du fröhliches Völkchen,
Dich mögt ich beneiden!
O könnt ich, vor Freuden,
Mit ſchwärmenden Vögeln
Die Wolken umſegeln!
Ich flöge der Sonne,
Mit jauchzender Wonne,
Auf roſigen Wegen
Frohlockend entgegen.
Dann ſchwäng' ich mich wieder
Zum Apfelbaum nieder
Auf Blüten, noch röther
Als Wölkchen am Aether.

Wohin ich nur ſehe;
Das Thal und die Höhe
Im Blumengeſchmeide
Ermuntert zur Freude.
Hier girret ein Täubchen;
Ein Nachtigalweibchen
Lokt dort in dem Schatten
Den ſingenden Gatten.
Du Nachtigalweibchen!
Mir grünet ein Läubchen,
Das grünt unvergleichlich,
Da liſpelt ſo ſchmeichlich
Die Luft in dem Laube
Der früheren Traube;
Da horch' in dem Schatten
Die Lieder des Gatten;

Und theilet da beide
Des Wonnemonds Freude:
Da sollt ihr mich lehren
Den Schöpfer zu ehren,
Der Frühlinge schmücket,
Geschöpfe beglücket,
Und sanft um ihr Leben
Die Freude läßt schweben. Tiedge.

An meinen Schuzengel.

Du, mein Schuzgeist, Gottes Engel,
Weiche, weiche nicht von mir;
Leite mich durchs Thal der Mängel
Bis hinauf, hinauf zu dir!

Laß mich stets auf dieser Erde
Deiner Führung würdig seyn,
Daß ich stündlich besser werde,
Nie ein Tag mich darf gereun!

Gehe zärtlich mir zur Seite,
Wann mir manche Schwachheit winkt:
Gieb mir dann auch das Geleite,
Wann mein müdes Leben sinkt:

Sey in einer Welt voll Mängel
Stets mein Schild, und mein Panier!
Du, mein Schuzgeist, Gottes Engel,
Weiche, weiche nicht von mir!

Burmann.

Die Akademie der Wissenschaften.

Ein Spiel.

Ich weiß, meine jungen Freunde, wie einem Kinde zu Muthe ist. Denn ohngeachtet ich jezt sechs Fuß hoch bin, und schon eine hübsche Zahl von Jahren hinter mir habe: so war doch einmal eine Zeit, da ich nicht größer und nicht älter war, als ihr jezt seyd.

Auch bin ich nachher immer mit Kindern umgegangen; habe mit ihnen gelernt, gearbeitet, gespielt und geschäkert; alles zu seiner Zeit, versteht sich, und wie es sich gebührt.

Ich weiß daher, daß es Stunden giebt, in denen wir Kinder — erlaubt mir immer, daß ich mich mit zu euch rechne! — nicht recht wissen, was wir mit unserer kleinen Person und mit unserer Zeit anfangen sollen.

Da ist z. E. so eine Stunde vor und nach dem Essen, Mittags und Abends, da das Lernen und das Arbeiten nicht so recht mehr von statten gehen will, und da wir also gern etwas anders vornähmen, wobei es keines Kopfbrechens und keiner sonderlichen Anstrengung bedürfte.

Wir Landleute sind in solchen Stunden weniger verlegen. Wir haben einen Garten dicht hinter dem Hause, und da müßten Regen und Wind es schon sehr ernstlich darauf anlegen, wenn sie uns abhalten wollten, von Zeit zu Zeit hineinzulaufen, um bald etwas zu pflanzen oder zu säen, bald etwas auszujäten oder zu beharken, bald etwas für die Küche oder auch wohl, nach erhaltener Erlaubniß, versteht sich, für unsern eigenen kleinen Mund zu pflücken.

Machts das Wetter einmal gar zu arg, und müssen wir denn durchaus im Hause bleiben: nun so giebt es allerlei kleine häusliche Geschäfte, mit denen man seine Zeit auch ganz artig hinbringen kann.

Da giebts Erbsen oder Bohnen auszukrülen, Kräuter zu verlesen, türkische Bohnen abzuziehen, Obst zu schälen, und andere dergleichen Beschäftigungen, bei denen man plaudern und scherzen kann, ohne müssig zu seyn.

Aber was fangt ihr armen Stadtkinder in solchen trüben Stunden an?

Gewiß, ihr guten kleinen Leute, ihr habt mich oft gedauert; und deswegen habe ich mich oft hingesetzt, um etwas für euch zu erdenken, was euch zur Unterhaltung und zum Vergnügen dienen könnte.

Noch gestern Abend, da wir eben wieder solch ein Regenwetter hatten, daß man nicht aus dem Hause gehn konnte, dachte ich an euch; und weil ich grade eine müßige Stunde hatte: so setzte ich mich hin, um ein neues Spiel für euch zu ersinnen.

Ich fand eins, und nannte es — hört einmal, welch ein prächtiger Name! — die Akademie der Wissenschaften. Das will ich euch nun beschreiben.

Habt ihr schon alles gehört, was eine Akademie der Wissenschaften sey? So nennt man eine Gesellschaft von Gelehrten, die zu gewissen Zeiten zusammen kommen, um über gelehrte Dinge zu sprechen, sich einander ihre Kenntnisse mitzutheilen, und gemeinschaftlich allerlei wichtige Untersuchungen anzustellen.

Erschrekt nur nicht, ihr guten Kinder! Ich meine nicht, daß ihr es grade eben so machen sollt. Ihr sollt nur etwas treiben, was den G:=

schäftens der gelehrten Akademiker einigermaaßen ähnlich sieht, ohne eben so mühsam zu seyn. Hört nur erst meine Erklärung an.

In einer solchen Akademie ist zuvörderst ein Präsident. Der ist der vornehmste unter allen, sitzt oben an, und ordnet die Geschäfte, welche zu jeder Zeit getrieben werden sollen.

Die übrigen Mitglieder bestehen aus allerlei Gelehrten. Einige sind Historiker. d. i. Leute, welche sich vornemlich auf die Geschichte gelegt haben; andere Geografen, d. i. solche, welche in der Erdbeschreibung gut bewandert sind; andere Mathematiker, deren Hauptfach die Mathematik ist; andere Filosofen, d. i. Leute welche viel über Gott, über die Welt, über den Menschen, besonders über die menschliche Seele, und über dasjenige nachgedacht haben, was man thun und lassen muß, um recht gut und recht glücklich zu werden. Wiederum andere sind Belletristen, d. i. solche, welche die schönen Wissenschaften, die Wohlredenheit und die Poesie lieben und sich ganz vorzüglich darin geübt haben. Noch andere sind Naturhistoriker d. i. solche, die vornemlich die Naturhistorie studirt haben.

In einigen Akademien giebts auch Künstler, z. E. Mahler, Bildhauer, Kupferstecher, u. s. w.

Das Spiel nun, welches ich für euch erdacht habe, besteht darin, daß ihr euch zuerst einen Präsidenten wählt; und wenn ich euch rathen soll, so nehmt ihr dazu die verständigste Person, die ihr haben könnt, etwa euren Vater, oder euren Lehrer, auch wohl eure Mutter, wenn sie anders Lust dazu hat: denn seit kurzem hat man angefangen, auch Damen zu Präsidenten solcher Akademien zu machen.

Seyd ihr mit dieser Wahl zu Stande gekommen, dann müßt ihr zweitens unter euch selbst ausmachen, was nun ein jeder von euch für ein Fach bekleiden soll. Der eine muß nemlich ein Historiker, der zweite ein Geograf, der dritte ein Mathematiker, der vierte ein Filosof u. s. w. seyn.

Sind eurer mehr, als ich kurz vorher Namen von Gelehrten genannt habe: so können zwei Historiker, und zwei Geografen seyn. Dann hat der eine es nur mit der alten Geschichte, der andere mit der neuern zu thun; und von den beiden Geografen wählt der eine sich die Erdbeschreibung der alten Welt, der andere die Erdbeschreibung der neuen. Naturhistoriker können drei in diesem Spiele seyn, indem der eine sich auf das Thierreich, der zweite auf das Pflanzenreich, und der dritte auf das Steinreich einschränkt.

Ist jemand in der Gesellschaft, der schon etwas von der Fysik oder Naturlehre gehört hat; so kann dieser den Fysiker vorstellen.

Ausser dem Künstler kann auch einer ein Handwerksverständiger, und noch einer ein Oekonom seyn.

Unterdes daß diese Rollen nun vertheilt werden, schreibt der Präsident allerlei Fragen aus den genannten Wissenschaften auf Kartenblätter. Ich will ein Paar solcher Fragen zur Probe geben. Also

1. Aus der Historie:

a Bei welchem Volke und wie ist die Verfertigung des Glases, die größere Schiffahrt, die Purpurfarbe, und die Buchstabenschrift erfunden worden?

b Wie und wo starb Karl XII. König von Schweden?

2. Aus der Geografie:

a. Was hat Preussen für Naturgüter, welche Deutschland nicht hat, und was können wir dagegen nach Preussen schicken, woran es dort gebricht?

b. Welches sind die größten Ströhme und die höchsten Gebirge in der Welt, und wo sind sie?

3. Aus der Mathematik.

a Was ist eine grade Linie?

b Was ist ein Winkel?

4. Aus der Filosofie.

a Wie sieht unsere Seele aus?

b. Warum ist es nicht gut, zornig zu seyn?

5. Aus den schönen Wissenschaften.

a. Die Akademie verlangt, daß ihr Belettrist sie mit einer Fabel unterhalte.

b. Die Akademie verlangt, daß ihr Belettrist sie durch ein kleines, gut deklamirtes Liedgen belustige.

6. Aus der Naturhistorie.

a. Etwas Merkwürdiges vom Pferde.

b. Etwas Merkwürdiges vom Esel.

7. Aus den Künsten und Handwerken:

a. Ein Mahler mahlte einsmal die berühmte Schlacht zwischen den Deutschen und der römischen Armee des Varus. Er hatte den Pulverdampf so natürlich vorgestellt, daß man glaubte, ihn wirklich aufsteigen zu sehen: und dennoch wurde dieser Dampf von Kennern getadelt; warum?

b. Wer erfand das Schießpulver? Wann erfand er es? und wie wird es gemacht?

Bald hätte ich vergessen zu sagen, daß die Gesellschaft auch einen unter sich zum Sekretär, und einen andern zum König ernennt, zu welcher lezterm Würde sie etwa denjenigen erheben kann, der noch zu jung und zu wenig unterrichtet ist, als daß er eine andere Rolle übernehmen könnte. Denn, was der König hier zu thun hat, kann allenfalls auch derjenige verrichten, der noch weiter nichts gelernt hat, als auf einen Trone zu sitzen und sich etwas vortragen zu lassen, welches er eben nicht zu verstehen braucht. Der Sekretär hingegen muß ein gescheuter Kopf seyn.

Endlich muß ich noch erinnern, daß der Präsident eine große Mütze von Papier macht, auf welcher mit leserlichen Buchstaben der Name Midas steht. Wozu dieselbe gebraucht werden soll, wird nachher folgen.

Der Präsident und die Akademiker setzen sich nun an einen Tisch, und der König auf einen für ihn errichteten Tron. Der Sekretär sitzt neben dem Präsidenten.

Vor dem Präsidenten steht ein Topf, in welchen er die beschriebenen Kartenstücke wirft, und sie durch einander schüttelt. Er giebt hierauf mit einem Stabe, der neben ihm liegt, das Zeichen des Stillschweigens, indem er damit auf den Tisch schlägt. Von diesem Augenblicke an ist alles mausestill.

Und der Präsident beginnt:

Schaut auf, ihr Herren allzumal!
Wir schreiten jezt zur großen Wahl
Der großen Frage, die für heut
Uns Stoff zum ernsten Denken beut.

Mit diesen Worten zieht er eins der beschriebenen Kartenstücke aus dem Topfe und reicht es dem Sekretär. Dieser erhebt sich von seinem

Sitze, macht eine Verbeugung gegen den Präsidenten und die Versammlung, liest die Frage mit lauter Stimme vor, macht abermals eine Verbeugung, und setzt sich wieder nieder.

Der Präsident überreicht hierauf das Kartenblättchen demjenigen Akademiker, in dessen Fach die Frage einschlägt; indem er zu ihm sagt:

Erhebe dich, du weiser Mann,
Und zeig uns deine Antwort an.

Hierauf erhebt sich der Akademiker, macht, wie oben, eine Verbeugung, beantwortet hierauf mit langsamer und vernehmlicher Stimme die auf dem Kartenblättchen stehende Frage, macht abermals eine Verbeugung, und setzt sich nieder.

Wird die Antwort gebilliget, so klatscht der Präsident mit den Händen, und die ganze Versammlung thut ein Gleiches.

Wird hingegen die Antwort unwahr befunden, oder weiß der Akademiker ganz und gar keine Antwort auf die Frage: so erklärt der Präsident ihn für einen Midas, indem er ihm unter folgenden Worten die Midasmütze aufsetzt:

O Midas, Midas hochgebohren,
Verberge deine langen Ohren
Wohl unter diesem Mützchen fein,
Wird anders Raum für sie da seyn!

Die ganze Gesellschaft läßt hierauf ein lautes Hu! Hu! ertönen; erhebt sich von ihren Sitzen, zieht dem Midas die Mütze über die Augen, verbindet sie mit einem Tuche, schließt einen Kreis um ihn, tanzt und singt:

Willkommen, Herr Midas.
O gehn sie nicht fürbaß!
Es ist hier ja schön.
Man saget, Herr Midas,
Sie hätten so etwas

Aparres zu sehn;
Wir bitten, wir flehn,
O lassen sie sehn!
O lassen sie sehn!

Am Ende des Liedes steht der Kreis still; einer aus der Gesellschaft zupft den Midas, jedoch mit Bescheidenheit, am Ohrläpchen, und Midas muß errathen, wer der sey, der ihn gezupft hat. Trift er es, so ist er frei, und man verfügt sich wieder zu den Sitzen, um fortzufahren, trift er es nicht, so fangen Tanz und Gesang wieder von vorn an.

Sobald die Gesellschaft wieder zum Sitzen gekommen ist, giebt der Präsident abermals das Zeichen zum Schweigen, zieht unter obigen Worten abermals ein Kartenblättchen hervor, und man wiederholt die ganze Prozedur, die ich jezt beschrieben habe, so oft, bis der Präsident merkt, daß es Zeit sey, die Sitzung zu endigen.

Dann nimmt der Sekretär alle herausgekommenen Kartenblättchen in die Hand, und tritt mit einer tiefen Verbeugung, vor Se. Majestät den König, um von demjenigen, was man jetzt untersucht und ausgemacht hat, allerunterhänigsten Bericht abzustatten.

Ich will euch hiervon ein Beispiel geben, indem ich dabei voraussetze, daß die Akademie diesmal diejenigen Fragen untersucht habe, die ich oben zur Probe vorlegte.

Der Sekretär redet also den König folgendermaaßen an:

Sire,

„Ew. Majestät allerunterthänigste Akademiker haben mir den Auftrag gegeben, den Er-

folg ihrer heutigen gelehrten Untersuchungen vor höchstdero erhabenem Trone in Demuth niederzulegen."

„In der Klasse der Geschichte wurde die Frage aufgeworfen: bei welchem Volke und wie die Verfertigung des Glases, die grössere Schiffahrt auf offenem Meere, die Purpurfarbe und die Buchstabenschrift erfunden sey? und es ward ausgemacht, daß wir alle diese Erfindungen den Fönizіern zu verdanken hätten."

„Mit der Erfindung des Glases sey es folgendermaaßen zugegangen: ein Schiff, mit Salpeter beladen, habe sich dort vor Anker gelegt. Die darauf befindlichen Kaufleute wären ans Land gegangen, um sich daselbst eine Mahlzeit zuzubereiten. Da sie nun keine Steine gefunden hätten, um den Kessel darauf zu setzen, so hätten sie einige Stücke Salpeter dazu gebraucht. Die Gluth des Feuers habe dann diesen Salpeter und den Sand, worauf er gelegen, geschmolzen, und da hätte man etwas aus dem Feuer hervorfließen gesehen, welches, nach geschehener Abkühlung, eine Art von Glas gewesen wäre."

„Man hätte hierauf allerlei Versuche angestellt, bis man endlich auf diejenige Art, Glas zu machen, verfallen wäre, welche noch jetzt üblich ist."

„Die Erfindung der Purpurfarbe wäre gleichfalls durch einen Zufall veranlaßt worden. Ein Schäferhund habe aus Hunger eine Purpurschnecke gefressen; der schöngefärbte Saft dieses Thiers habe ihm an der Schnauze geklebt; dies wäre bemerkt worden; und man habe hierauf versucht, mit eben diesem Safte Zeuge zu färben."

„Für die Klasse der Erdbeschreiber ward die Frage aufgeworfen: was Preussen für Naturgüter habe, welche uns in Deutschland fehlen,

und was man im Gegentheil in Deutschland habe, woran es in Preussen gebreche? Ew. Majestät getreuste Erdbeschreiber beantworteten diese Frage folgender Gestalt: Preussen habe Bernstein, Elendthiere und vorzüglich schönen Honig; es fehle ihm aber an Salz, an Wein und an edeln Metallen, welche Deutschland hervorbrachte."

„Auf die Frage: welches die höchsten Gebirge in der Welt wären? antworteten eben diese Erdbeschreiber: die Kordilleras in Südamerika; und auf die dritte Frage: welches die größten Ströhme in der Welt wären? gaben sie den Bescheid: in der alten Welt der Wolgastrohm, und in Amerika: der Amazonenfluß und der Missisipi."

„Der filosofischen Klasse ward hierauf die Frage vorgelegt: Was für eine Gestalt unsere Seele habe? Aber die erleuchtete filosofische Klasse antwortete; unsere Seele habe gar keine Gestalt, weil sie ein unsichtbarer Geist wäre. Und als man sie weiter fragte: warum es nicht gut wäre, zornig zu seyn? erwiederte sie: weil der Zorn eine Krankheit der Seele, ein vorübergehender Wahnsinn sey; weil der Zorn auch die Gesundheit des Leibes zerstöre, und weil ein zorniger Mensch manches redete und thäte, was er nachher bereuen müßte."

„Die mathematische Klasse — aber ich bemerke in tiefster Unterthänigkeit, daß Ew. Majestät Augenlieder schwer zu werden geruhen, und daß ihr höchster Mund die Gnade hat, sich von Zeit zu Zeit gar merklich weit zu öfnen."

„Ich sehe dies als einen allergnädigsten Wink für mich an, daß ich aufhören soll, und schließe daher meinen demüthigen Bericht, indem ich mich

und die ganze Akademie Ew. Majestät ehrerbietigst zu Füßen lege."

Der Präsident beschließt hierauf die feierliche Versammlung, indem er einige Preisfragen ausgesezt, und die Herren Akademiker ermuntert, an der schriftlichen Beantwortung derselben bis zur nächsten Versammlung zu arbeiten. Er bestimt zugleich den Preis, um welchen gekämpft werden soll. C.

An Jünglinge

Jüngling, lerne dich erfreun,
Weil du lebst auf Erden;
Aber ohne Weiseseyn
Kann dir das nicht werden.

Hab ein Herz in deiner Brust,
Das für Tugend glühet;
Hab ein Auge, das nur Lust
An dem Guten siehet.

Strebe früh nach festem Sinn
Und nach Geistes-Stärke;
Flattre nicht so her und hin,
Adle deine Werke.

Weihe dich dem Vaterland,
Werde seine Ehre,
Daß dein Herz und dein Verstand
Seine Männer mehre.

Schätzen wird dich dann der Mann,
Und das ist nicht wenig;
Wer sein Lob erstreben kann,
Ist ein kleiner König.

Ruhm und Ehre wirst du sehn,
Der Verdienste Schwestern;
Zwar der Neid wird drüber krehn,
Doch, den laß nur lästern!
Nur fein weise mußt du seyn,
Guter Jüngling, weise!
Alles ist in Hofnung dein —
Jezt — viel Glük zur Reise!

Burmann.

Tugendhafte Ueberwindung der Begierde nach Leckereien.

Karl hatte an dem Geburtstage eines reichen Mannes eine Rede gehalten, und von diesem dafür einen Dukaten zum Geschenk bekommen.

So viel Geld hatte er noch nie beisammen gehabt; und dies war zugleich das erste, daß er, wenigstens gewissermaaßen, sich selbst erworben hatte, das er als sein Eigenthum betrachten konnte.

Der Knabe taumelte fast vor Vergnügen.

Nachdem nun aber der erste Rausch des Vergnügens vorüber war, fing er an zu überlegen: wie er das Geld anwenden wollte?

Sein erster Gedanke war: ich will mir Kirschen, Pflaumen, Aepfel, Birnen, Kuchen, Rosinen und Mandeln dafür kaufen. „Das soll schmecken!“ rief er aus, und drehete sich auf einem Beine herum.

„Aber, fuhr er fort mit sich selbst zu sprechen — schmecke gut, währe lange, sagt das Sprichwort. Der Dukaten wird nicht ewig währen; der ist gar bald aufgegessen! Und wenn

er nun aufgegessen ist, so ist der junge Herr eben so gut daran, als wenn er nie einen Dukaten gehabt hätte."

„Li nun, man kann's ja eintheilen! Heute für einen Groschen Kuchen, über acht Tag für einen Groschen Mandeln und Rosinen! Da reiche ich mit dem Dukaten — er gilt ja bei uns im Brandenburgischen zwei Thaler und drei und zwanzig Groschen — über ein Jahr aus."

„Aber wer steht mir dafür, daß ich es bei dieser Eintheilung werde bewenden lassen? Ist das Dukätchen einmal gewechselt, dann hüpfen die Groschen in der Tasche; da gehts in acht Tagen oft vor dem Krämer, oft vor dem Kuchenbecker vorbei: fange der junge Herr nur erst an zu naschen, da wird's bald nach mehrern schmecken, und wer weiß, ist in acht Tagen noch ein Groschen übrig?"

„Das Bürschchen verdirbt sich wohl gar den Magen; nascht sich wohl gar krank; und was hat es denn davon? Nichts, als daß es sich Schmerzen, und seiner guten Mutter Angst und Kosten macht."

„Meiner Mutter? Das gab mir ein guter Geist ein, daß ich jetzt an meine Mutter dachte."

Hier gieng Karl mit schnellen Schritten, ohne sich umzusehen, nach Hause, umarmte seine Mutter, und „hier, sagte er, liebe Mutter, ist der erste Dukate, den ich erworben habe; verdient kann ich noch nicht einmal sagen."

„Sie haben mich nun zwölf Jahre gespeiset, getränket und gekleidet; ich habe mich auch wohl viel tausendmal bei Ihnen bedanket, Ihnen die Hand geküßt. — Ja das ist auch was rechts! Gönnen Sie mir die Freude, daß ich mich jezt zum erstenmale durch die That dankbar bezeige."

„Nehmen sie den Dukaten; thun Sie sich etwas dafür zu gute. Es ist Ihnen so, seitdem der Vater gestorben ist, sauer, blutsauer geworden!“

Der Mutter stürzten vor Freuden die Thränen aus den Augen, und der Knabe empfand eine Wonne, eine Seligkeit, die er noch nie gefühlt hatte, und die viel tausendmal grösser war, als das Vergnügen, welches er sonst empfand, wenn er allerlei Naschwerk genoß.

Doch das war noch nicht alles. Seine Mutter legte den Dukaten so gut an, daß er ihr alle Jahre etwas einbrachte; und der dankbare Sohn genoß dafür, so lange sie lebte, das Vergnügen zu sehn, wie sich die Mutter dafür erquikte.

Schütz.

Der Zuruf an Jünglinge.

Was steht ihr am Wege
So müßig und träge
Zu Arbeit und Müh?
Wer immer nur sinnet,
Und nimmer beginnet,
Der endet auch nie.

Drum weg mit dem Zaudern,
Drum weg mit dem Plaudern
Von Tugendgefühl!
Nicht blos mit Empfinden,
Mit Handeln nur finden
Wir endlich das Ziel.

Schön ist es, zu lehren
Die Tugend zu ehren,
Das Laster zu fliehn;
Doch schöner, wenn Saaten
Bald reifender Thaten
Den Wandrer umblühn;

Wenn Wonne mit Segen
Auf dornigen Wegen
Die Reis' ihm verkürzt
Und Tugend, im Kleide
Der Unschuld, die Freude
Gedoppelt ihm würzt.

Das soll sie! wir schwören
Sie ewig zu ehren
Mit Thaten und Sinn!

Sie fest zu umfassen,
Und nimmer zu lassen
Um keinen Gewinn!

Vollendete blicken
Herab mit Entzücken
Auf unsern Entschluß,
Zu größeren Werken
Die Seele zu stärken
Durch himmlischen Kuß.

Auf! Hände in Hände,
Wir wallen behende
Und enden den Lauf!
Dann nehmen die Schatten
Des Himmels die matten
Vollendeten auf.

An eine empfindsame Romanenleserinn.

Härme dich doch so vergeblich nicht,
Armes Mädchen, trockne dir die Zähre
Von dem lieben Angesicht!
Was dein zartes Herzchen bricht,
Ist ja nur Schimäre,
Ist ja nur Gedicht!

Einen Mann, der wie dein Held,
Grandison, aus seiner Sphäre
Hoch hinauf zu Engeln hingestellt,
Immer sich in seine Tugend hüllt,
Findest du — ich wette Kopf und Kragen!
Nirgends in der ganzen Welt;
Und dein Siegward, dessen Trauerbild,
Düster im Geleit der Klagen,

Immer dir vor Augen schwebt,
Hat auf dieser Erde nie gelebt.
Aber dennoch kannst du nicht genug
Weinen über Leiden,
Die er nimmermehr ertrug,
Und dich gar nicht satt am Kummer weiden,
Der am Ende dich verzehrt! —
Sey klug,
Und versäume nicht, was schön und wahr,
Uns mit tausend Freuden zu erfüllen,
Unbegreiflich, herrlich, wunderbar
Hier geschaffen ist, um einer Fabel willen,
Die vielleicht ein guter Mann
Sich und seinem lieben Weibe
Zur Erbauung einst ersann,
Und alsdann zum Zeitvertreibe
Blöder Müßiggänger drucken ließ.
Aber denke dir die Welt auch nicht verkehrt,
Wie sie dich ein andres Büchlein, zuckersüß,
Von der falschen Seite kennen lehrt:
Freilich ist sie schön und voller Segen
Ueberall; allein deswegen
Lange noch nicht so ein türkisch Paradies,
Wo die Menschen immer nur sich lieben,
Immer nur spazieren gehn,
Und von überspannter Großmuth angetrieben,
Lauter edle Thaten üben,
Deren wir hier wenig sehn.
Hier verschenken wir nicht so die Wechsel,
Wie der Dichter sie verspelt,
Dem, wie von der Futterbank der Hechsel,
Haufenweise gleich das liebe Geld
Nach Belieben aus der Feder fällt,
Unterdes die Taschen leicht und dünne
Jedes Lüftchen hebt,
Und in seinem Beutel eine Spinne
Sorglich ihr Gewebe webt.

Aus Ostindien; das flugs mit Tonnen
Goldes bei der Hand
Scheue Armuth aus Romanen bank,
Kam zu deiner Väter Zeit
Wohl ein goldnes Bächlein hergeronnen,
Und ertränkte deutsche Redlichkeit;
Aber lieber fleißig Flachs gesponnen,
Als noch izt auf Indien gehofft;
Denn das Bächlein fließt nicht mehr so oft!
Auch gewinnst du sicher nie,
Oder Wahrheit müßte trügen,
Gleich Quaternen in der Lotterie,
Wenn sie nicht ein Ungefähr dir zieht;
Kannst nicht stets an Silberbächen liegen,
Wo dich Blätterschlag und Nachtigallenlied
Sanft in süssen Schlummer wiegen;
Kannst nicht immer, ohne was zu thun,
Froh auf Rosenblättern ruhen.
Wer hier Freuden schmecken will, muß un-
verdrossen
Thätig seyn, und ohn' Empfindelei,
Dicht an jedes angeschlossen,
Der Bestimmung, die ihm ward, getreu,
Ehrbar leben, und das bischen Leiden,
Das uns öffers hinterdrein,
Unsre Mängel schaffen, nicht so scheun.
Wähle denn nun zwischen beiden;
Der Romanenwelt, die dich betrügt,
Und der wahren, die mit ihren Freuden
Jenen Traum bei weitem überwiegt.
Wähle weise; freue dich und spare
Die Thränen, bis einst viele Jahre
Froh verflossen sind, und dann —
Wovor lieber dich dein Gott bewahre! —
Einst der edle gute Mann,
Der mit dir durch dieses Leben walte,
Seinem Ende nah, die matte, kalte

Hand, von Todesbläſſe ſchon bedeckt,
Schwer und halberſtarrt der Deinen
Noch zum letztenmal entgegenſtreckt —
Dann — dann kannſt du weinen!

P. * *

Willich, oder der gute Haushälter.

In einer großen Handelsſtadt lebte ein reicher Kaufmann, Namens Willich.

Ob derſelbe gleich ſchon lange geſtorben iſt, ſo blühet doch ſein Andenken noch beſtändig. Ja man ſtellt ſogar ihm zu Ehren jährlich ein eigenes Feſt an. Damit hat es folgende Bewandniß.

Noch bei ſeinem Leben ſtiftete er ein Waiſenhaus, worin arme Kinder erzogen und in allem Nothwendigen unterrichtet werden. An dem Tage nun, wo dieſes Haus geſtiftet iſt, wird allemal dem verſtorbenen Willich zu Ehren erſtlich ein kurze Gedächtnißrede gehalten, worin die Waiſenkinder an ihren Wohlthäter erinnert werden: alsdann dürfen ſie ſich mit allerlei unſchuldigen Spielen ergötzen, und es wird dafür geſorgt, daß ſie dieſen Tag ſo vergnügt, wie möglich, zubringen.

Aber ihr wollt gewiß mehr von dieſem Willich wiſſen, der einen ſo guten Ruhm hinterlaſſen hat. Hört alſo von mir die kurze Lebensgeſchichte dieſes Mannes, und ſucht ihm, ſo viel nie möglich, in allen Stücken gleich zu werden.

Wenn ihr dann auch gleich kein Waiſenhaus ſtiftet, wie er gethan hat, ſo werdet ihr doch den Vortheil davon haben, daß ihr gute und glückliche Menſchen werdet.

Er war der einzige Sohn ſeiner Eltern, die ihn von ſeiner frühſten Kindheit an, zur Ordnung

und Sparsamkeit gewöhnten. Insbesondere hielten sie ihn immer dazu an, daß er seine Kleider und Bücher beständig in guter Ordnung halten mußte, und nichts von seinen Sachen muthwillig zu Grunde gehen lassen durfte.

Neben ihm erzog sein Vater noch den Sohn eines armen Anverwandten, und wenn dieser zuweilen seine Sachen besser in Acht nahm, wie der junge Willich: so bekam er gemeiniglich für das, was er an Kleidern oder Büchern durch seine Ordnung erspart hatte, ein neues Buch, eine neue Landkarte, oder was er sonst sich wohl mögte gewünscht haben, zur Belohnung.

„Karl, so hieß der Vorname des jungen Willichs, Karl! pflegte sein Vater dann wohl zu sagen: gerne machte ich dir jetzt auch so ein Geschenk, wie dein Vetter Fritz bekommen hat; aber für das Geld, wofür ich es dir hätte kaufen wollen, muß ich dir nun einen neuen Rock anschaffen, weil du den vorigen muthwilliger Weise so sehr mit Dintenflecken beschmutzt hast, daß du ihn nun nicht mehr tragen kannst.“

Dann bereute Karl seine Unordnung, und faßte den Vorsatz, sich zu bessern, welches er auch wirklich that, damit ihn sein Vetter Fritz, dem er sonst sehr gut war, doch nicht an Ordnung und Sparsamkeit übertreffen mögte.

Spare was, so hast du was! pflegte der alte Willich wohl zu sagen; aber wenn in dem Augenblick ein armer vor seine Thüre kam, so sagte er: brich dem Hungrigen dein Brod! und gieng hinaus, und gab ihm gerne nach seinem Vermögen.

Einige Leute, die ihn nicht kannten, hielten ihn wegen seiner großen Sparsamkeit für geizig; die ihn aber kannten, wußten wohl, daß

er

er nur deswegen so sparsam war, um desto mehr Gutes zu thun.

Dieses that er aber im Stillen, daß es niemand erfuhr, weil er nicht mit seinen Wohlthaten pralhen wollte.

Diese edle Denkungsart des alten redlichen Willichs hatte auf Karln einen sehr starken Einfluß, und er nahm dieselbe mit jedem Tage immer mehr in seinen kleinen Handlungen an.

Er bekam wöchentlich etwas Taschengeld zu seinem Vermögen. Nun war einer unter seinen Mitschülern, ein sehr ordentlicher und fleißiger junger Mensch, welcher seine ganze Freundschaft besaß. Dieser junge Mensch war aber so arm, daß er sich eines der nöthigsten Bücher, welches er in der Schule brauchte, nicht anschaffen konnte, und darüber im Lernen sehr zurück bleiben mußte.

Dies dauerte den guten Karl, wenn er seinen Freund so sitzen sah, und sein Nachbar ihn zuweilen nicht einmal in sein Buch wollte mit einsehen lassen.

Nun war es gerade in der Obstzeit, und der alte Willich bemerkte seit einiger Zeit nicht, daß Karl sich Kirschen, die er sonst so gern aß, gekauft hätte. Er verwunderte sich darüber, sagte ihm aber nichts, bis Karl zu ihm kam und sagte:

„Lieber Vater, ich habe mir jetzt von meinem Taschengelde einen Gulden erspart; wollten Sie mir wohl erlauben, daß ich dafür dem jungen Ernst ein Buch kaufen dürfte, daß er nothwendig braucht, und sich doch nicht anschaffen kann?“

Er erhielt die Erlaubniß leicht von seinem Vater, welcher sich innerlich über diese gute Gesinnung seines Sohnes freute; er kaufte das Buch

gleich, ließ es einbinden, und gab es den andern Tag seinem Freunde.

Dieser war für Freuden ausser sich, umarmte ihn, und dankte ihm auf das zärtlichste für dies angenehme Geschenk.

Nun hatte Karl zwar diesen Sommer keine Kirschen gegessen, aber dafür hatte er das Vergnügen, seinem Freunde einen Dienst zu erzeigen. Oft hatten ihn seine Mitschüler auch für geizig gehalten, wenn sie sich alle etwas kaufen, und ihn auf keine Weise mit dazu bereden konnten. Hätten sie aber seine Absicht gewußt, so würden sie gewiß nicht so unbillig von ihm geurtheilt haben.

Noch eine Geschichte muß ich euch von Karln erzählen, woraus ihr wieder sehen werdet, daß er seinem Vater ganz nachahmte.

In Willichs Hause herrschte beständig Ordnung und Sparsamkeit; Ueberfluß und Verschwendung suchte man auf alle Weise zu vermeiden. Daher wurden auch nur an allen hohen Festtagen Kuchen gebacken. Nun fügt' es sich einmal, daß der alte Willich von einigen seiner Anverwandten besucht wurde, die ihre Kinder mitgebracht hatten. Diesen theilte er denn Kuchen aus, und Karl bekam auch sein Stück, wie die andern.

Er gieng darauf mit seinen jungen Anverwandten in den Garten, wo ein jeder sein Stück Kuchen aufaß. Nur er ließ von seinem die Hälfte übrig, um es sich bis auf den andern Morgen aufzusparen, weil er wußte, daß dann keiner mehr ausgetheilt wurde.

Die andern lachten ihn darüber aus. Er sagte aber zu ihnen: „die Hälfte des Kuchen würde mir jetzt, da ich schon genug gegessen habe, lange nicht so gut schmecken, als Morgen,

wo ich sonst vielleicht gerne welchen hätte, und dann keinen mehr bekommen würde; darum will ichs mir aufheben.

Den andern Morgen war der letzte Festtag. Die Sonne schien so warm, Karl stellte sich vor die Thüre hin, um sein Schtückchen Kuchen zu verzehren.

Indem sah er einen Knaben in zerrissenen Kleidern traurig die Straße herauf kommen, welcher sich darauf, gerade dem Hause gegenüber, auf einen Stein hinsetzte und Brodkrummen aus seiner Tasche suchte, um seinen Hunger damit zu stillen.

„Lieber Gott! dachte Karl, ich esse jetzt Kuchen, und dieser arme Knabe hat am Festtage nicht einmal Brod zu essen!“

Ehe er sich noch lange bedachte, nahm er sein Stück Kuchen, das er sich sorgfältig aufgespart hatte, lief hin, und gab es dem armen Knaben. Darauf lief er sogleich wieder ins Haus, und war so vergnügt, als ob ihm selber sein Kuchen noch so gut geschmeckt hätte.

Seine jungen Anverwandten, die nichts von dieser guten Handlung wußten, lachten ihn über seine Sparsamkeit aus; er schwieg aber und kehrte sich nicht daran, weil er wohl wußte, wozu es gut war, wenn man mäßig und sparsam ist.

Einsmals bekam er von seinem Vater ein ausserordentliches Geschenk. Das war nemlich ein kleiner Schrank von Pappe mit vier Schubläd-
chen.

Vor dem untersten standen die Worte: Für die gegenwärtigen Bedürfnisse: vor den zweiten: Für die zukünftigen Bedürfnisse; vor dem dritten: Für die Armen, und vor dem vierten: Für Vergnügungen.

„Dies Schränkchen, sagte der alte Willich, mußt du ja in Acht nehmen, und es als ein großes Kleinod aufbewahren, bis du groß wirst: denn es kann dich einmal zu einem glücklichen und reichen Manne machen. Dies Schränkchen soll dir zum Sinnbilde dienen, daß du immer erst auf das denken mußt, was du gegenwärtig nothwendig brauchst; dann auf dasjenige, was du in der Zukunft nöthig haben wirst; und wenn du beides hast, so suche das dritte Schubläddchen in deinem Schränkchen vor, und erinnere dich der Armen; wenn du diese bedacht hast, so kannst du auch wohl das vierte Schubläddchen ansehen, und dir einmal ein unschuldiges Vergnügen machen."

Diese Lehren prägten sich tief in das Herz des jungen Willichs ein.

Oft, wenn er etwas Geld bekam, so wollte er es auf die Art, wie ihm sein Vater gesagt hatte, in die vier Schubläddchen vertheilen; weil er aber sowohl alle seine gegenwärtigen als zukünftigen Bedürfnisse für jezt noch von seinen Eltern erhielt: so mußte das erste und zweite Schubläddchen noch leer bleiben, in das dritte und vierte aber pflegte er gemeiniglich sein Taschengeld zu vertheilen, so daß er nur die Hälfte zu seinem Vergnügen und die andere für die Armen bestimmte.

So brachte er seine Kinderjahre zu. Er entschloß sich alsdann die Kaufmannschaft zu lernen, und in seinem funfzehnten Jahre trat er bei einem angesehenen Kaufmann, der zugleich ein rechtschaffner frommer Mann und ein Freund seines Vaters war, in die Lehre.

Hier bemühete er sich alle die Lebensregeln anzuwenden, die sein Vater ihm so oft gegeben

hatte. Er hielt beständig auf Ordnung und Reinlichkeit, wodurch er sich sehr beliebt machte.

Auch befliß er sich immer einer gewissenhaften Treue gegen seinen Herrn, und einer wahren und aufrichtigen Frömmigkeit gegen Gott.

Während der Zeit aber starben seine beiden Eltern, welche kurz vorher durch die Schuld eines andern um ihr ganzes ansehnliches Vermögen gekommen waren, so daß sich der junge Wilhelm nur blos auf seinen eigenen Fleiß verlassen mußte, weil er nichts mehr zu hoffen hatte.

Er trug aber dieses anscheinende Unglück mit vieler Standhaftigkeit, und bei dem Schmerz über den Verlust seiner Eltern vergaß er den Verlust eines großen Vermögens, ob er es gleich damals noch nicht wußte, daß dieser Verlust größtentheils die Quelle seines künftigen Glücks seyn würde, weil dadurch eben seine ganze Thätigkeit desto stärker angefeuert wurde.

An seine Eltern aber erinnerte er sich beständig mit inniger Wehmuth, und noch in seinem hohen Alter hat er oft bei ihrem Andenken Thränen der Dankbarkeit vergossen.

Als seine Lehrjahre vorbei waren, bekam er nun selber seine kleine Einnahme, und sogleich erinnerte er sich wieder an das Schränkchen, das ihm sein Vater gegeben.

Erstlich legte er in das unterste Schubläddchen das Geld zu demjenigen, was er just an Kleidern und Wäsche nothwendig brauchte, um anständig zu erscheinen.

Hiebei will ich euch sagen, Kinder, was anständig erscheinen heißt. Ihr wißt, es giebt verschiedene Stände in der Welt, und ein jeder muß einmal seinem Stande gemäß leben. Daher muß sich der Kaufmann nicht wie der Bauer kleiden, sonst kann er unter seines Gleichen nicht

„Dies Schränkchen, sagte der alte Willich, mußt du ja in Acht nehmen, und es als ein großes Kleinod aufbewahren, bis du groß wirst: denn es kann dich einmal zu einem glücklichen und reichen Manne machen. Dies Schränkchen soll dir zum Sinnbilde dienen, daß du immer erst auf das denken mußt, was du gegenwärtig nothwendig brauchst; dann auf dasjenige, was du in der Zukunft nöthig haben wirst; und wenn du beides hast, so suche das dritte Schublädchen in deinem Schränkchen vor, und erinnere dich der Armen; wenn du diese bedacht hast, so kannst du auch wohl das vierte Schublädchen ansehen, und dir einmal ein unschuldiges Vergnügen machen."

Diese Lehren prägten sich tief in das Herz des jungen Willichs ein.

Oft, wenn er etwas Geld bekam, so wollte er es auf die Art, wie ihm sein Vater gesagt hatte, in die vier Schublädchen vertheilen; weil er aber sowohl alle seine gegenwärtigen als zukünftigen Bedürfnisse für jezt noch von seinen Eltern erhielt: so mußte das erste und zweite Schublädchen noch leer bleiben, in das dritte und vierte aber pflegte er gemeiniglich sein Taschengeld zu vertheilen, so daß er nur die Hälfte zu seinem Vergnügen und die andere für die Armen bestimmte.

So brachte er seine Kinderjahre zu. Er entschloß sich alsdann die Kaufmannschaft zu lernen, und in seinem funfzehnten Jahre trat er bei einem angesehenen Kaufmann, der zugleich ein rechtschaffner frommer Mann und ein Freund seines Vaters war, in die Lehre.

Hier bemühete er sich alle die Lebensregeln anzuwenden, die sein Vater ihm so oft gegeben

hatte. Er hielt beständig auf Ordnung und Reinlichkeit, wodurch er sich sehr beliebt machte.

Auch befliß er sich immer einer gewissenhaften Treue gegen seinen Herrn, und einer wahren und aufrichtigen Frömmigkeit gegen Gott.

Während der Zeit aber starben seine beiden Eltern, welche kurz vorher durch die Schuld eines andern um ihr ganzes ansehnliches Vermögen gekommen waren, so daß sich der junge Wilhelm nur blos auf seinen eigenen Fleiß verlassen mußte, weil er nichts mehr zu hoffen hatte.

Er trug aber dieses anscheinende Unglück mit vieler Standhaftigkeit, und bei dem Schmerz über den Verlust seiner Eltern vergaß er den Verlust eines großen Vermögens, ob er es gleich damals noch nicht wußte, daß dieser Verlust größtentheils die Quelle seines künftigen Glücks seyn würde, weil dadurch eben seine ganze Thätigkeit desto stärker angefeuert wurde.

An seine Eltern aber erinnerte er sich beständig mit inniger Wehmuth, und noch in seinem hohen Alter hat er oft bei ihrem Andenken Thränen der Dankbarkeit vergossen.

Als seine Lehrjahre vorbei waren, bekam er nun selber seine kleine Einnahme, und sogleich erinnerte er sich wieder an das Schränkchen, das ihm sein Vater gegeben.

Erstlich legte er in das unterste Schubläddchen das Geld zu demjenigen, was er just an Kleidern und Wäsche nothwendig brauchte, um anständig zu erscheinen.

Hiebei will ich euch sagen, Kinder, was anständig erscheinen heißt. Ihr wißt, es giebt verschiedene Stände in der Welt, und ein jeder muß einmal seinem Stande gemäß leben. Daher muß sich der Kaufmann nicht wie der Bauer kleiden, sonst kann er unter seines Gleichen nicht

mit Anstande erscheinen, und es kömmt so heraus, als ob er ein Sonderling seyn wollte.

Freilich wäre es besser, wenn dieser Unterschied nicht so groß wäre, und wenn ein jeder sich nur das anschaffen dürfte, was man eigentlich nothwendig braucht. Aber da es nun einmal so ist, so werden wir es wohl nicht abändern können, und müssen uns also in die Welt schicken.

Das that der junge Willich ebenfalls. Darum dachte er zuerst darauf, was er jetzt in seinem Stande nothwendig brauchte.

Hätte er es nun, wie viele seiner Bekannte, machen wollen, so wäre die andere Hälfte seiner Einnahme zum Vergnügen angewandt worden, und sowohl das Schubfächchen für die Armen, als das für die Zukunft, hätten leer ausgehen müssen.

Ein edler Gedanke aber, der bei ihm immer lebhafter wurde, ließ dies nicht zu.

Er erinnerte sich neulich aus seinen Knabenjahren noch immer des Auftritts mit dem armen Jungen, der seiner Thüre gegen über auf dem Steine saß, und Brodkrummen aus der Tasche suchte, und dem er nachher noch sein Stück Kuchen gab.

Dabei fiel ihm immer die große Ungleichheit unter den Menschen ein, wie der eine oft alles im Ueberfluß, und der andere nicht einmal so viel hat, daß er seinen Hunger stillen kann.

Wenn er dieser Betrachtung nachhing, so konnte er oft bis zu Thränen gerührt werden, und wenn er zuweilen theure und schmeckende Speisen genoß, so konnte er sich des Gedankens nicht erwehren: wer weiß, wie viele jetzt in dieser Stadt sind, die gerne mit der geringsten Kost

vorlieb nehmen würden, wenn sie dieselbe nur haben konnten!

Dann stieg oft der Wunsch in seiner Seele auf; könntest du doch nur etwas beitragen, diese traurige Ungleichheit unter den Menschen zu mildern, daß, wenn der eine gleich Reichthum und Ueberfluß hätte, der andere doch wenigstens nicht Mangel litte!

Das machte ihm aber auch bei seinen guten Herzen oft vielen Kummer, wenn er sahe, wie der Reiche das Wenige noch an sich raffte, was der Arme besaß, und damit noch nicht zufrieden war, sondern ihn überdem noch zu Sklavenarbeit zwang.

Dann gab er oft dem ersten Armen, den er sahe, mehr, als er nach seinen Umständen geben konnte, und dann war es ihm doch immer, als ob er einen Tropfen Wasser in einen lekgewordenen Eimer gösse.

Er fühlte die allgemeine Noth, insbesondere in seiner Vaterstadt, wo ein großer Theil der ärmsten Einwohner ihre Kinder nicht erziehen konnte, so daß dieselben nothwendig verwildern mußten, und jeder Keim zum Guten, in ihnen erstickt wurde.

Willich dachte sich dabei alle die traurigen Folgen auf die Zukunft, und je älter er wurde, desto mehr nahm auch diese Empfindung bei ihm zu.

Dadurch bildete sich nach und nach der Gedanke in seiner Seele: ich will streben, will arbeiten, um etwas zu erwerben! — Vielleicht segnet mich Gott, daß ich andre wieder glücklich machen kann. —

Und nun gab er für jetzt den Armen weniger, weil er doch einsahe, daß er dadurch die Wunde nicht heilte, sondern den Schmerz nur

auf eine kurze Zeit linderte, der nachher desto stärker wieder ausbrechen würde,

Er richtete also seine gegenwärtigen Ausgaben so gering, wie möglich, ein; was er jetzt den Armen gab, entzog er sich selbst an seinen Bedürfnissen; auf die erlaubsten Vergnügungen, sobald sie mit Kosten verknüft waren, that er vors erste gänzlich Verzicht, und dachte blos auf das Schubläddchen für die Zukunft.

Nun hielt ihn jedermann, auser wenigen Freunden, für geißig; er freute sich aber, daß er sich selber von einer bessern Seite kannte, als woran ihn andre beurtheilten; und so gieng er immer seinen Gang vor sich hin; ohne sich durch die Urtheile der Menschen irre machen zu lassen.

Weil er in den letztern Jahren als Buchhalter eine ansehnliche Einnahme hatte, so ersparte er sich bald so viel, daß er selbst einen kleinen Handel anfangen konnte.

Nun diente ihm das kleine Schränkchen von seinem Vater wieder zur Richtschnur, wornach er sein erworbenes Kapital eintheilte.

Durch eine Heirath bekam er noch etwas Vermögen dazu, und nun legte er den größten Theil seines Geldes in die Schublade für die Zukunft, um noch mehr damit zu erwerben, weil er schon damals in Gedanken mit dem großen Entwurf umgieng, den er nachher wirklich ausführte.

Zu den täglichen Bedürfnissen an Essen, Trinken und Kleider bestimmte er nicht mehr, als nothwendig erfordert wurde, und schränkte sich noch dazu, so viel wie möglich, ein.

Die Armen bekamen weit mehr, als er für sein Vergnügen bestimmt hatte.

Ueberhaupt war die Schublade zum Vergnügen immer die kleinste, und wenn zuweilen die

für die Armenkasse leer war, so wurde der Mangel aus jener wieder ersetzt.

Denn die kostbaren Vergnügungen konnte er ohnedem nicht leiden; ja er konnte nicht einmal gut bei andern Theil daran nehmen, weil er immer dachte, daß dadurch einem großen Theile von Menschen Unrecht geschähe, die vielleicht während der Zeit im größten Elende schmachten müßen.

Weit lieber aber vergönnte er sich solche Vergnügungen, die die armen Leute auch geniessen können, weil sie nichts kosten, und dabei war sein Herz immer ruhiger, weil es ihn dünkte, als ob er in dem Augenblick für seinen Theil etwas zu der größern Gleichheit der Menschen beitrüge, die er so innig wünschte.

Indessen verbesserten sich seine Umstände sehr merklich, weil das Geld, was er für die Zukunft bestimmt hatte, niemals müssig liegen blieb? sondern sich beständig vermehrte, indem er Waaren dafür einkaufte, die er nachher mit rechtmäßigem Vortheile wieder verkaufte.

Niemals aber ließ er sich verleiten, irgend einen unbilligen Vortheil zu nehmen, ob er gleich seinen Gewinst zu einem sehr guten Endzweck bestimmt hatte. Denn, sagte er, auf die Art nähme ich ja mit der einen Hand, was ich mit der andern geben wollte! —

So wie sich nun seine Reichthümer vermehrten, bekam auch seine Armenkasse immer eine Zulage. Die Schublade zum Vergnügen blieb aber noch immer, wie sie war, und die zu den täglichen Bedürfnissen blieb auch so.

Weil er aber seine Wohlthaten im Stillen erzeigte, und nicht damit prahlte, so wurde er wieder von vielen Menschen für geitzig gehalten. — Sein Herz schwol aber hoch empor für Freu-

den, wie er sahe, daß sich die Zeit näherte, wo er im Stande seyn würde, die Noth seiner Vaterstadt zu mildern.

Indes hatte er vier Söhne erzeugt, die er so zu erziehen suchte, wie er von seinem Vater erzogen war. Auch sorgte er, daß er in die Schublade für die Zukunft für einen jeden derselben so viel zurücklegte, als zu seinem künftigen Fortkommen nöthig seyn würde.

Weil er sich nun keine Mühe verdrießen ließ, und überdem im Handel sehr glücklich war, mehrten sich seine Reichthümer sehr. Zu dem Endzweck aber, welchen er sich vorgesetzt hatte, reichten dieselben noch lange nicht zu.

Er entschloß sich daher, in seinem funfzigsten Jahre noch eine gefährliche Seereise zu thun, und kehrte mit großem Gewinst wieder zurück.

Dabei ließ er es nicht bewenden, sondern wagte sich noch einmal mit der größten Gefahr seines Lebens eben so weit, seine Familie und seine Freunde mogten ihn auch davon abrathen so viel sie wollten.

Nun verdachte ihm das jederman, und die Leute sagten: der alte Willich kann nimmer genug krigen; darum wagt er sich zweimal in Lebensgefahr, damit er nur seinen unersättlichen Geiz befriedigen möge. —

Er kehrte aber glücklich wieder zurück, und machte nun ganz im Stillen die nöthigen Veranstaltungen, um seinen Plan auszuführen.

Zuerst bestimmte er für einen jeden von seinen vier Sohnen eine Summe, die hinlänglich war, daß sie sich durch eigenen Fleiß ebenfalls ein ansehnliches Vermögen damit erwerben konnten.

Darauf ließ er sogleich den Grund zu dem Gebäude legen, worin arme Kinder sollten erzogen werden, und stiftete die wohlthätige Anstalt,

wofür nun sein Andenken nach seinem Tode noch von so vielen tausend Menschen gesegnet wird.

Binnen einigen Jahren war alles völlig eingerichtet, und noch bei seinem Leben wurde das Haus feierlich eingeweihet.

Plötzlich erschallte nun alles von seinem Lobe, da ihn vorher fast jederman getadelt hatte. Er aber blieb dabei eben so ruhig, als er vorher es bei dem Tadel gewesen war. Denn er hatte es einmal so weit gebracht, daß ihm der Beifall Gottes und seines eigenen Herzens mehr werth war, als der Beifall andrer Menschen.

Geliebt von seinen Kindern, die er zur Frömmigkeit und Tugend erzogen, und gesegnet von seiner ganzen Vaterstadt, deren Noth er so sehr gemildert, entschlief er endlich mit dem süßen Bewußtseyn seine Pflichten alle redlich erfüllt zu haben. Moritz

Auf die Stelle, wo Gustav Adolph in der Schlacht bei Lützen blieb.

Laßt den Wagen halten oder fahren!
Denn ich bleib' hier sitzen. Dieser Stein *)
Soll des Mannes, der an seiner Schaaren
Spitze hier geblutet, Altar seyn!

Thränen will ich opfern. Denn von allen
Königen, die vor ihm, wie nachher,
Unterm Schwert des Krieges sind gefallen,
War nur Gustav kein Eroberer.

*) Ein großer Feldstein, den die Bauren gleich nach der Schlacht auf diese Stelle brachten.

Auf die Stelle, die sein Blut getrunken,
Wälzten Bauren weinend diesen Stein,
In die Erde halb schon jezt versunken!
Und ich kann ihm keinen bessern weihn!

Solch ein Denkmal für das große Leben
Dieses Retters einer halben Welt! —
Murren mögt' ich, (mag mir's Gott vergeben!)
Daß die Armuth mich gefesselt hält.

Zwar bedarf er nicht der Marmorsäule,
Die hier stehen sollte: aber dann
Ruhte hier der Wandrer eine Weile,
Läs' und segnete den braven Mann!

Läs' und weinte seinen Muth wohl größer,
Seinen Stolz geringer durch die Schaam!
Denn auch ich, das fühl' ich, gehe besser
Weg von diesem Steine, als ich kam.

Goekingk.

Baharam.

Ein Königssohn aus Persien
War Baharam. Um seinen Erben
Nicht durch die Schmeichler zu verderben
Ließ König Hormuz in Arabien
Durch einen Weisen ihn erziehn.
Der gab ihm Adel, nicht sein Blut,
Und lehrte seinen kühnen Muth
Vor nichts, als vor dem Laster, fliehn.

Schon war auf dieser wilden Flur
Der Prinz zum Purpur reif geworden,
Als er des Vaters Tod erfuhr.
Er macht sich auf, verläßt die Horden,
Und eilt auf den ererbten Tron.

Doch fern von seinem Vaterlande
Erwarteten Gefahr und Bande
Zwei Jahre lang den Königssohn.
Man glaubt ihn todt. Die Nazion
Wählt einen andern Autokraten; *)
Prinz Kesra war's.

Der herrschte schon
Ein Jahr in Hormuz weisen Staaten,
Als der befreite Baharam
Einst unverhofft nach Kasbin **) kam,
Und vor dem Schich ***) und den Magnaten *)
Der Ahnen Reich in Anspruch nahm.

„Kein Krieg soll unser Recht entweihen,
Sprach er, der Tron sey dem bestimmt,
Der zwischen zwei ergrimten Leuen **)
Das Diadem ***) vom Kampfplaz nimmt."

Es ist, versezt mit schlauem Witze
Der König, schon mein Eigenthum.
Du strebst nach dem, was ich besitze,
Wohlan, so kämpfe du darum!

„Das will ich!" rief mit edler Hize
Der Prinz, und wählt zum ernsten Fest
Den Tag, den Ort, die Ungeheuer,
Die man von Stund an hungern läßt.

Der Tag erscheint. Das Abendtheuer
Zog eine Welt zum Rennplatz hin,
Auf dem in königlicher Feier
Auch Kesra samt dem Hof erschien;

---

*) Monarchen.
**) Ehemalige Residenz der Könige von Persien, die jezt zu Ispahan residiren,
***) Könige.
*) Großen des Reichs.
**) Löwen.
***) Die königliche Kopfbinde.

Versteht sich ausser den Staketen,
Auf einem marmornen Altan.
Beim ersten Schalle der Trompeten
Zeigt sich ein Herold auf dem Plan,
Und legt auf einem Purpurküssen
Die Krone zu des Prinzen Füßen,
Der in bescheidenem Gewand,
Mit einem Dolch an seiner Hüfte,
Still, wie ein Gott, im Kreise stand.
Jezt könnt die Losung durch die Lüfte,
Und plötzlich stürzt das Leuenpaar
Mit dampfend aufgesperrten Rachen
Und mit dem Blick der Höllendrachen
Von beiden Seiten auf ihn dar.
Das Volk bebt laut.
Mit kühler Seele
Jagt er dem ersten seinen Stahl
Ins Herz, und schnell, wie Schlag auf Strahl,
Umklammert er des andern Kehle,
Bis ihn sein ehrner Arm erstikt.
Dann setzet er die Königskrone
Sich auf das Haupt.
Heil, Heil dem Sohne
Des Hormuz! rief das Volk entzükt.
Und Kesra? — Star von Schaam und Staunen
Lag er auf den Altan gebükt,
Bis ihn der Jubel der Posaunen
Und seines Volks Triumphgeschrei
Aus seinem schweren Traum erwekte.
Er eilt mit festem Schrit herbei;
„Sey König!“ rief er lauf, und strekte
Die Arme nach dem Sieger aus.
„Ich steige fröhlich von dem Trone,
Der dir gebührt; dein Heldenstraus*)
Erwarb dir mehr, als meine Krone —

*) Helldenkampf.

Mein Herz.“

So sprach der edle Feind.
Und ward, wie die Annalen *) melden,
Nicht nur der treuste Knecht des Helden;
Es ward und blieb sein treuster Freund.

Pfeffel.

Das Chamäleon. 1)

Zween Wanderer vom Kennerhaufen
Begegneten sich vor Athen,
Nachdem sie manches Land durchlaufen
Und alles in der Welt gesehn,
Vielleicht nichts gesehen hatten.

Sie warfen, mat vom langen Gehn,
Sich längs in einer Ulme Schatten,
Und schwatzten viel von Washington, 2)
Von Hider Ali, 3) den Maratten 4)
Vom Basilisk 5) und Skorpion,

*) Geschichtsbücher.

1) Eine Art von Eidechsen, welche von der Sonne beschienen, oder auch, nach neuern Bemerkungen, wenn sie zum Zorn gereizt werden, die Farbe zu verändern pflegen.

2) Wer kennt den Namen des Helden nicht, der den Amerikanern die Freiheit erfochten hat?

3) Der berühmte Feind der Engländer in Ostindien welcher nun gestorben ist.

4) Ein Volk in Ostindien.

5) Eine fabelhafte Art von Schlangen, von der die Alten vieles, besonders auch dieses erdichtet haben, daß sie durch bloße Blicke vergiften könne.

Von Hottentotten 6) Irokesen 7)
Und endlich vom Chamäleon.

Es ist ein sonderbares Wesen,
Rief einer aus, halb Fisch, halb Molch; 8)
Sein Schwanz ist spitzig, wie ein Dolch;
Im Gang ist gegen ihm die Schnecke
Ein Windspiel; seine Haut ist grün —

„Halt, Freund, die Haut ist Karmosin!
Ich sah es lang' in einer Hecke,
Worin die Abendsonne schien.
Es schnapse Luft, denn andre Speise
Genießt es niemals. 9) "

Es ist grün,
Ich schwör' es, grün; auf meiner Reise
Nach Suez 10) fand ich es im Gras.

„Es ist doch Karmosin!"

Zum Teufel,
Ihr lügt!

„Ein Schurke sagt mir das!"
Die Zänker hätten ohne Zweifel
Sich lahm und blutig demonstriert,
Hätt' ihr Geschrei nicht einen dritten
Befagten Mann herbei geführt.

Ihr Herrn, worüber wird gestritten?

---

6) Ein rohes Volk in Afrika.
7) Eine wilde Nazion in Nordamerika.
8) Eine Art Eidechsen, welche schwarz und gelb gefärbt sind, und im Sumpfe wohnen.
9) Das glaubte man nemlich von diesem Thiere, bevor man bessere Beobachtungen darüber angestellt hatte. Jezt weiß man, daß es von kleinen Insekten lebt; aber auch wohl zwei Monate lang ohne alle Nahrungsmittel aushalten kann.
10) Eine Stadt in Aegypten, wovon die Erdenge zwischen Asien und Afrika den Namen führt.

„Freund, über das Chamäleon:
Könnt ihr uns seine Farbe sagen?“

Ei, warum das nicht, lieber Sohn?
„Wir hätten bald uns drum geschlagen;
Mein Nachbar meint, es wäre grün,
Und ich behaupte, karmosin.“

Ha! lasset besser euch belehren,
Das Thier ist weder roth noch grün;
Schwarz ist es, schwarz, das kann ich schwören,

Ich habe gestern eins gekauft,
Und es beim Licht genau besehen.

Die beiden Streiter wollten gehen.
Wenn ihr's nicht sehen wollt, so lauft;
Ich hab' es hier zum größten Glücke
In meinem Schnupftuch, sprach der Greis.
„Weis't her!“ Er zog es aus der Ficke,
Und siehe da — das Thier war weiß!

Pfeffel.

So oft ihr, meine jungen Freunde, über Religionssachen streiten höret, so erinnert euch an diese Fabel.

So wie das Chamäleon unter gewissen Umständen die Farbe verändert, so erhält auch die Religion jedesmal ein anderes Ansehen in den Augen der Menschen, je nachdem derjenige, welcher sie betrachtet, entweder in Konstantinopel, oder in Moskau, oder in Hamburg, oder in Berlin, oder in München gebohren und erzogen worden ist.

Jeder sieht sie aus einem andern Gesichtspunkte und in einem andern Lichte, als sein Nebenmann.

Was Wunder, daß jeder etwas anders an ihr zu bemerken glaubt! Thörigt handeln diejeni-

gen, die ihre eigene Art zu sehen für die einzige wahre halten, sich deswegen allein selig preisen, und alle andere Menschen, die über Religionssachen nicht grade eben so, wie sie denken, zu verdammen wagen.

Es fält mir hierbei ein Mährchen ein, welches ich euch mit den Worten eines Dichters *) erzählen will:

Einsmals kam ein Todter aus Mainz an die Pforte des Himmels,
Polterk' und rief: macht auf! Da schaute der heilige Petrus
Aus der geöfneten Thür, und fragte: wer bist du?
„Ich bin ein katholischer Krist, des allein heilbringenden Glaubens!“
Setze dich dort auf die Bank, rief Petrus wieder verschließend:
Hierauf kam ein Todter aus Genf an die Pforte des Himmels,
Polterk' und rief: macht auf! Wer bist du? fragte der Jünger.
„Ich? ein kalvinischer Krist, des allein heilbringenden Glaubens!“
Dort auf die Bank! rief Petrus. Da kam auch ein Todter aus Hamburg,
Polterk' und rief: macht auf! Wer bist du? fragte der Jünger.
„Ich? ein lutherischer Krist, des allein heilbringenden Glaubens!“
Dort auf die Bank! rief Petrus. Nun saßen sie, schauten bewundernd
Sonne, und Mond' und Stern' in harmonischem Tanz, und vernahmen

*) Voß;

Harfentön und Gesäng', und athmeten Düfte des
Himmels.
Und ihr Herz ward entzükt zum hellen Gesange:
wir gläuben
All' an einen Gott! Da mit einmal sprangen die
Flügel
Rauschend auf, daß umher des Himmels Glanz
durch den Aether
Leuchtete; Petrus erschien, und sprach mit freund-
lichem Lächeln:
Habt ihr euch nun besonnen, ihr thörigsten Kin-
der? So kommt denn!

Salomo.

Eine Fabel.

An einem großen Jubelfest,
Da Salomo des Armen Thränen
Zu troknen, das Verdienst zu krönen,
Gehör gab, und vom Nord und West
Sich alles Volk zum König nahte,
Trat auch der frommste Mann im Staate,
Ein edler Greis vor seinen Tron,
Und sprach:
„Darf ich mich unterstehen,
Um eine Gnade dich zu flehen:
So bitt' ich dich für einen Sohn
Von deinem Bruder Absalon,
Der krank, verlassen und verachtet
In einem tiefen Kerker schmachtet;
Du weißt, ich bin sein Freund."
Dein Flehn
Las ich in deiner schönen Seele;
Kaum sah ich dich im Vorsaal stehn,
So gab ich ahndend die Befehle

Ihn zu befrein, sprach Davids Sohn.
Und sprach es noch, so stürzte schon,
Des Gottgesalbten Hand zu küssen,
Der Jüngling sich zu seinen Füßen.
Ihr Klügler, die ihr das Gebeth
Als ungereimt und eitel schmäht,
Weil Menschen Gottes Schluß nicht wenden;
Wie, wenn der Geber Jehova
Von Ewigkeit die Menschen sah
Mit freien ausgestretten Händen
Zu seiner Güte Tron sich nahn;
Wie, wenn er dann schon seinen Plan
Darnach entwarf, und das gewährte,
Was seiner Weisheit Zwek nicht störte:
So bleibt sein Schluß ja ewig stehn,
Und wäre doch nicht der gewesen,
Hätt' er des tugendhaften Flehn
Nicht in der Zukunft Buch gelesen.

Pfeffel.

Der Bär und der Löwe.

Eine Fabel für Prinzen.

Zur Zeit des alten Chronos *) blühte
Ein König auf der Thiere Tron;
So zahm, so mild, so voller Güte,
Als je des frömmsten Lammes Sohn.
Nichts, als belohnen und vergeben
War dieses Fürsten Leidenschaft;
Auch ward in seinem ganzen Leben
Kein Frevler mit dem Tod bestraft.

Auf einem Zug durch seine Reiche
Traf einst der thierische Trajan,

*) Das heißt: in der alten Fabelzeit.

Im Schatten einer alten Liche,
Den ältesten der Bären an.
Man rühmte diesen Eremiten:
Er war die Fackel seiner Zeit,
Von strengen aber rauhen Sitten
Und gar kein Freund von Höflichkeit.

Der Großherr sprach zum finstern Greise;
Ich habe viel von dir gehört;
Man sagt, du seyst der größte Weise,
Und ich erkenne deinen Werth;
Komm, folge mir nach meinem Schlosse;
Der Wechsel wird dich nicht gereun,
Du sollst mein Freund, mein Tischgenosse
Und mein geheimer Staatsrath seyn.

Ich danke dir für deine Gnade,
Erwiedert ihm der Philosoph,
Denn die genießt in gleichem Grade
Der arge Fuchs an deinem Hof.
Ein Schloß, das Buben in sich fasset,
Hat für den Weisen keinen Glanz,
Und wer nicht ganz das Laster hasset,
Der liebt die Tugend auch nicht ganz.

Pfeffel.

Rührendes Beispiel von der Gottesfurcht eines jungen Indianers.

Herr Karver, ein Engländer, den ein edler Forschungsgeist in die innersten, bisher noch wenig besuchten Landschaften von Nordamerika trieb, wollte unter andern auch einen merkwürdigen Wasserfall besehen, den der große Missisippistrom macht.

Auf seiner Reise dahin traf er einen jungen Indianer, den Sohn eines Oberhaupts an, mit welchem er Bekanntschaft machte.

Da dieser hörte, wohin die Reise gehen sollte, wünschte er, Hrn. Karver zu begleiten, weil er gleichfalls sehr begierig war, den Wasserfall, von dem er oft gehört hatte, in Augenschein zu nehmen. Herr Karver machte sich also mit ihm auf den Weg — und nun will ich diesen selbst reden lassen.

„Wir konnten schon in einer Entfernung von funfzehn englischen Meilen das Geräusch des Wassers deutlich hören, und mein Vergnügen und Erstaunen wuchsen immer mehr, je näher ich diesem Wunderwerke der Natur kam. Allein ich konnte diesen Empfindungen nicht lange nachhängen, da das Betragen meines Gefährten meine ganze Aufmerksamkeit an sich zog.“

„Der junge indianische Prinz hatte kaum die Spitze des Hügels erreicht, von welcher man diesen bewundernswürdigen Wasserfall übersehen kann, als er anfieng, mit vernehmlicher Stimme zu dem großen Geiste zu beten, weil er glaubte, daß dies einer von seinen Wohnplätzen wäre.“

„Er sagte ihm vor, daß er einen weiten Weg gereist wäre, um ihn hier anzubeten, und daß er ihm jezt das beste Opfer, das er in seiner Macht hätte, darbringen wollte.“

„Er warf hierauf zuerst seine Pfeife in den Strom; und das Futteral, worin er seinen Taback aufbewahrte; hernach folgten die Armbänder, die er am Oberarm und am Handgelenke trug, sein Halsband, das aus Draht und Rosenkränzen bestand, und zulezt seine Ohrringe. Kurz, er schenkte seinem Gott alles, was sich

nur von einigem Werthe in seinem Anzuge befand."

„Während der Zeit schlug er sich oft auf die Brust, schleuderte seine Arme umher, und schien überhaupt in heftiger Bewegung zu seyn."

„Er setzte zugleich sein Gebet immer fort, und endigte es damit, daß er den großen Geist um seinen Schutz auf der Reise, um eine glänzende Sonne, einen blauen Himmel und um helles heiteres Wetter bat."

„Er gieng auch nicht von der Stelle weg, bis wir dem großen Geiste zu Ehren eine Pfeife zusammen geraucht hatten."

„Ich wunderte mich ungemein, ein Beispiel von so erhabener Andacht bei einem jungen Indier zu sehn, and anstatt mich über seine Ceremonien dabei aufzuhalten, wie mein unverständiger Bedienter heimlich that, so vermehrten vielmehr diese aufrichtigen Beweise von Frömmigkeit meine Hochachtung für ihn; und ich zweifle nicht, daß sein Opfer und Gebeth dem allgemeinen Vater der Menschen angenehmer waren, als wenn sie mit größerm Gepränge an einem geweihten Orte wären dargebracht worden."

„Ueberhaupt nahm mich das ganze Betragen dieses jungen Prinzen sehr für ihn ein. In den wenigen Tagen, die wir bei einander waren, schien seine ganze Aufmerksamkeit darauf gerichtet zu seyn, mir zu dienen. Er gab mir so viele Beweise einer edlen und uneigennützigen Freundschaft, daß es mir bei unserer Zurückkunft schwer ward, mich von ihm zu trennen."

„Wenn ich über die ungekünstelten, aber um so mehr einnehmenden Sitten dieses jungen Wilden nachdachte: so konnte ich nicht umhin, zwischen ihm und manchem von den feinern Bewohnern gesitteter Länder eine Vergleichung anzu-

stellen, die wirklich nicht so sehr zum Vortheil der letztern ausfiel."

Soweit Karver. Vermuthlich sind meine jungen Leser neugierig, auch etwas von dem erwähnten Wasserfall zu hören! ich will daher die kurze Beschreibung desselben hinzufügen.

„Der Mississippistrom ist hier über siebenhundert und funfzig Fuß breit, und sein Fall ist ungemein prächtig. Das Wasser stürzt sich senkrecht über dreißig Fuß herab, und die vielen Wirbel, die man auf einer Strecke von neunhundert Fuß antrift, machen den Fall noch weit beträchtlicher und ansehnlicher.

„In der Mitte des Wasserfalls steht eine kleine Insel, die ohngefähr vierzig Fuß breit und etwas länger ist. Es wachsen blos etliche schlechte amerikanische und andere Tannen darauf.

„Ohngefähr auf der Hälfte der Weite zwischen dieser Insel und dem östlichen Ufer, grade am Rande des Falles, liegt ein Felsen in einer schiefen Richtung, der etwa sechs Fuß breit und dreißig bis vierzig Fuß lang zu seyn schien. Dieser Wasserfall ist dadurch von allen übrigen, die ich kenne, sehr unterschieden, das man ohne die geringste Hinderniß von Hügeln oder Klüften anzutreffen, dicht an ihn kommen kann."

„Die Gegend umher ist ungemein schön. Sie besteht aus einer ununterbrochenen Ebene, wo das Auge gar keinen Ruhepunkt finden kann, viel sanften Anhöhen, die im Sommer mit dem schönsten Grün bedeckt sind, und hin und wieder durch kleine zerstreute Wälder einen sehr mannigfaltigen und angenehmen Anblick verursachen."

„Ueberhaupt, wenn man den Wasserfall dazu nimmt, der sich schon in einer Entfernung von vier englischen Meilen zu zeigen anfängt: so läßt

sich kaum eine so schöne und malerische Landschaft denken."

„In einer kleinen Entfernung unterhalb des Wasserfalls steht eine kleine Insel, die ohngefähr anderthalb englische Meilen beträgt. Es steht eine Menge Eichenbäume darauf, und jeder Zweig, der nur stark genug war, das Gewicht zu tragen, war voller Adlernester."

„Diese begeben sich in solcher Menge hieher, weil ihr Aufenthalt durch die vielen Wirbel, über die sich kein Indier wagt, gegen alle Angriffe von Menschen und Thieren in Sicherheit gesezt wird. Ausserdem finden wir hier an den Fischen und Thieren, die vom Wasserfalle zerschmettert und ans Ufer geworfen werden, für sich und ihre Jungen hinreichende Nahrung."

Aus Ebelings neuer Sammlung von Reisebeschreibungen.

Lied eines alten Juden.

Wer bist du denn, der Meer und Land
Despotisch Sein nennt, dessen Hand
Mich in die Sklavenkette schließt?
Wer bist du denn, du stolzer Krist!

Gehör' ich nicht so gut, wie du,
Dem großen weisen Gärtner zu,
Der liebreich Blumen aller Art
Gepflanzet hat, und aufbewahrt?

Ein Wink von ihm, und Blumen blühn!
Ein Wink, und Blumen welken hin.
Ihr Duft verweht, die Stätt' ist leer,
Und niemand denket ihrer mehr.

Doch nur verpflanzet, blühen wir,
Zwar nicht, wie sonst, des Gartens Zier!
Doch blühn wir, weit umher gemischt,
Von seines Mundes Hauch erfrischt!

Und der du, gleich uns, Erde bist,
Du wünschest uns, du stolzer Krist,
Von unser beider Vaterland
Mit Stumpf und Stiele weggebannt?

Nicht meinethalben klag' ich Greis!
Mein Bart und Haar sind silberweiß;
Bald bin ich meiner Bande los,
Und ruh in Vater Abrams Schooß!

Nur unsre Jugend jammert mich!
O niemals niemals drängt sie sich
Bis zu der Weisheit Altar vor;
Ihr schließt ihr ja des Tempels Thor.

Für euch nur ist, was Künstlers Hand
Und was des Denkers Geist erfand;
Uns wehrt ihr Ackerbau und Zunft,
Und selbst die Schule der Vernunft!

Wohl tadelt ihr den Julian, *)
Doch hat er mehr, als ihr, gethan?
Ihr raubt uns, was das Herz entflammt;
Und habt zum Rechnen uns verdammt!

Und wenn, wie ihr, vom Geiz verführt,
Ein Jude je zum Schurken wird;
Wenn er, von Dumheit groß gesäugt,
Je eine niedre Seele zeigt;

Da rufet Mann und Weib und Kind;
Weg mit dem jüdischen Gesind!

---

*) Der Kaiser Julian ließ, um das Kristenthum zu vertilgen, den Kristenkindern die Schulen verschließen.

Und fluchet laut und spukt uns an,
Und höhnt mich armen alten Mann!

Ist das die Lehre, die ihr lehrt,
Wozu ihr uns so gern bekehrt?
Ihr prahlt mit eures Herrn Gebot,
Der Liebe lehrte bis zum Tod!

Ulxinger.

Frühlingslied.

Wer fühlen kann, fühle!
Der Frühling ist da.
Ein frohes Gewühle
Ist fern und ist nah.
So lachend der Himmel,
Die Lüfte so mild,
So laufes Gewimmel
Die Lüfte nun füllt.

Dies mählige Schwinden
Der Wintergestalt,
Dies Frühlingsverkünden,
Im Feld und im Wald,
Dies Säuseln, dies Wehen,
Der Lerchen Getön,
Ihr Wirbeln, ihr Drehen,
Wie schön! o wie schön!

Ihr Schweben, ihr Steigen
Zum Himmelsgebiet,
Ihr Jubeln, ihr Schweigen,
Ihr wonniges Lied,
Wie hebt es so mächtig
Die Seele empor!
Sie schwinget, sie mischt sich
Ins wonnige Chor.

Es summset die Biene,
Es wandert der Wurm
Im keimenden Grüne;
Verweht ist der Sturm.
Es streift seine Hülle
Der Schmetterling ab,
Entschlingt sich der Stille,
Dem fesselnden Grab.

Die Vögel so wonnig
Bereiten das Nest,
Die Haine so sonnig
Durchrauschet der West;
Er mildert mit lauem
Gefächel den Strahl,
Er locket die blauen
Violen ins Thal.

Es drängen die Keime
Herauf aus der Gruft;
Es trinken die Bäume
Die mildige Luft;
Die Knospen, sie heben
Sich; drängen hervor,
Sie schwellen, sie streben
Zum Leben empor.

Wer fühlen kann, fühle!
Der Frühling ist da.
Ein frohes Gewühle
Ist fern und ist nah.
Es strömet die Quelle,
Der Leben entfließt,
So lauter, so helle:
Genießt! o genießt!

Karoline Rudolphi.

Zwei merkwürdige Reden,
in einer indianischen Rathsversammlung gehalten.

Eben der Herr Karver, dessen Reise zu dem Wasserfall ich euch vorher erzählte, wohnte nachher einer Rathsversammlung der Indier bei.

Er hatte vorher das Glück gehabt, zwei kriegführende Stämme dieser Wilden mit einander auszusöhnen; und ein sieben monatlicher Aufenthalt zwischen diesen Leuten hatte ihm eine hinlängliche Kenntniß ihrer Landessprache verschaft.

Vor seiner Abreise wünschte er, sie für seine Landsleute einzunehmen, und sie zu bewegen, nicht mit französischen, sondern englischen Kaufleuten Handlung zu treiben.

Deswegen redete er sie in ihrer Versammlung folgendermaaßen an, indem er sich nach ihrer Art zu denken und zu reden richtete:

„Meine Brüder, Häupter der zahlreichen und mächtigen Nadowessier! Ich freue mich, daß mich mein langer Aufenthalt bei euch in dem Stand gesetzt hat, mit euch, wie wohl auf eine unvollkommene Art, in eurer eigenen Sprache, wie eins von euren eigenen Kindern, zu reden.“

„Ich freue mich ferner, daß ich Gelegenheit gehabt habe, euch die Macht und den Ruhm des großen Königs, der über die Engländer und andre Völker herrscht, kund zu thun; der von einem sehr alten Geschlechte von Regenten abstammt, so alt als die Erde und Gewässer sind; dessen Füße auf zweien Inseln stehn, die größer sind, als ihr sie je gesehen habt, und mitten in dem

größten Wasser in der ganzen Welt liegen; dessen Haupt bis an die Sonne reicht, und dessen Arme die ganze Erde umfassen; dessen Krieger so zahlreich sind, wie die Bäume in den Thälern, die Reisstengel in jenen Morästen, oder die Grashalmen auf euren großen Ebenen.„

„Der Hunderte von eigenen Kanoen *) hat von solcher erstaunlichen Größe, daß alles Wasser in eurem Lande nicht hinreichend seyn würde, eins davon zu tragen; von welchen jeder Feuerröhre hat, die nicht so klein sind, als meins, das ich jezt vor mir habe, sondern von einer solchen Größe, daß hundert von euren stärksten jungen Männern kaum im Stande seyn würden, eins davon zu heben.“

„Und wunderbar ists, die Wirkung zu sehn, die sie gegen des großen Königs Feinde in der Schlacht thun; der Schrecken, den sie verbreiten, kann in eurer Sprache durch keine Worte ausgedrückt werden.“

„Ihr werdet euch der schwarzen Wolken, des Sturms, des Feuers, des fürchterlichen Geräusches, des schrecklichen Krachens und des Erdbebens erinnern, das vor einigen Tagen euch in Schrecken setzte, und die euch Anlaß gaben zu glauben, daß eure Götter über euch erzürnt wären. Diesen sind die Kriegswerkzeuge der Engländer ähnlich, wenn sie die Schlachten des großen Königs liefern.“

„Verschiedene von euren Oberhäupkern haben mir oft gesagt, daß sie wünschten, mit zu den Kindern und Bundesgenossen des großen Königs, meines Herrn, gerechnet zu werden. Ihr werdet euch erinnern, wie oft ihr mich gebeten habt, wenn ich nach meinem Vaterlande zurück-

*) Schiffen.

kehrte, dem großen Könige eure Neigung für ihn und seine Unterthanen bekannt zu machen, und daß ihr wünschtet, daß englische Handelsleute zu euch kommen mögten. Da ich jezt im Begrif bin, euch zu verlassen und nach meinem Vaterlande zurückzukehren, das weit gegen die aufgehende Sonne entfernt liegt; so frage ich euch wieder, ob ihr noch eben so denkt, als wie ich mit euch vorigen Winter im Rathe sprach?"

„Und da es jezt verschiedene von euren Häuptern hier giebt, die von den großen Ebenen gegen die untergehende Sonne zu herkamen, mit denen ich vorher nie im Rathe gesprochen habe: so bitte ich euch, mich wissen zu lassen, ob ihr alle willig seyd, euch für Kinder meines großen Herrn, des Königs der Engländer und anderer Völker, zu erkennen; da ich denn die erste Gelegenheit wahrnehmen werde, ihn von eurem Verlangen und euren guten Gesinnungen zu benachrichtigen."

„Ich warne euch, bösen Nachrichten zu glauben: denn es giebt boshafte Vögel, die unter den benachbarten Völkern herumfliegen, und die böse Sachen gegen die Engländer euch in die Ohren raunen können, gegen das, was ich euch gesagt habe. Ihr müßt ihnen nicht glauben, denn ich habe euch die Wahrheit gesagt." *)

---

*) Der Verfasser sagt: er habe diese Warnung für nöthig gehalten, weil er erfahren, daß die Franzosen Abgeordnete ausgesandt hätten, um die Völkerschaften, die mit den Engländern verbunden wären, gegen sie aufzubringen. Ich sahe selbst, sagt er, verschiedene Schnüre, die zu dem Ende an verschiedene Stämme ausgetheilt waren, bei welchen ich mich aufhielt. Bei ihrer Ueberreichung hielten sie Reden, worin sie den Indiern sagten, daß die Engländer, ein armseliges Volk, dies

„Und was die Häupter betrift, die nach Mischillemackinak *) gehen wollen, so werde ich Sorge tragen, für sie und ihr Gefolge einen graden Weg, ruhiges Wasser und einen hellen Himmel zu machen; daß sie dort hingehen können, die Friedenspfeife zu rauchen, und sicher auf einer Biberdecke unter dem Schatten des großen Baums des Friedens zu liegen. Lebt wohl!“

Auf diese Rede erfolgte folgende Antwort aus dem Munde ihres vornehmsten Oberhaupts:

„Guter Bruder! Ich bin jezt im Begrif, im Namen dieser meiner Brüder, der Oberhäupter der acht Stämme des mächtigen Volks der Nadowessier mit dir zu reden.“

„Wir sind überzeugt von der Wahrheit alles dessen, was du uns von deinem großen Volke und dem großen Könige, unserm größten Vater, gesagt hast; für den wir diese Biberdecke hinlegen, damit sein väterlicher Schuz immer sicher und sanft unter uns, seinen Kindern, ruhen möge.

„Deine Fahnen und deine Waffen kommen mit den Beschreibungen überein, die du uns von deinem großen Volke gemacht hast. Wir wünschen, daß, wann du zurückkehrst, du deinem großen Könige sagen wollest, wie sehr wir wünschen, unter seine guten Kinder gerechnet zu werden.“

„Du kannst glauben, daß wir unsere Ohren keinem öfnen werden, der es wagen würde, übel

---

Land ihrem großen Vater, dem Könige von Frankreich, gestolen hätten, als er schlief; allein daß er bald aufwachen, und sie wieder unter seinen Schuz nehmen würde.

*) Ein englischer Handelsplaz zwischen den beiden Seen Huron und Michigan.

von unserm Vater, dem Könige der Engländer und anderer Völker, zu sprechen."

„Wir danken dir für das, was du gethan hast, Friede zwischen den Nadowessiern und Tschipi wäern zu stiften, und hoffen, daß du, wann du zu uns zuruckkommst, dies gute Werk vollenden, und die Wolken ganz vertreiben wirst, die noch über uns schweben, um den blauen Himmel des Friedens zu öfnen, und die blutige Axt tief unter den Wurzeln des großen Baums des Friedens zu begraben."

„Wir wünschen, daß du dich erinnern mögest, unserm großen Vater vorzustellen, wie sehr wir verlangen, daß Handelsleute gesandt werden mögen, sich unter uns aufzuhalten mit solchen Sachen, als wir brauchen, damit die Herzen unserer jungen Männer, unserer Weiber und Kinder fröhlich gemacht werden."

„Und so möge der Friede dauern zwischen uns so lange, als die Sonne, der Mond, die Erde und die Gewässer währen! Lebe wohl"

Ebelings neue Sammlung von Reisebeschreibungen.

Lied zur Einsaat.

Pflüger, läßt den Pflug izt ruhn;
Löst dem Stier die Hörner!
Wackrer Sämann bringe nun
Deine goldnen Körner!
Schreit' in Gottes Namen an!
Alles Ding ist wohlgethan
In des Herren Namen:

Die du Frucht und Nahrung trägst,

Laß am Herzen dir zunächst
Diese Körnlein liegen!
Säuge sie mit deinem Saft,
Stärke sie mit deiner Kraft,
Laß sie nicht verkümmern!

Weck', o Sonne, mild und gut
Aller Reinen Streben,
Brüte sie mit sanfter Glut,
In das junge Leben!
Wässre Regen, netze Thau,
Mildbefeuchtend diese Au,
Daß sie nicht verschmachte.

Brecht am Keimchen bald hervor,
Grün die Flur zu schmücken,
Unsre Hofnung tritt in Flor,
Wann wir euch erblicken
Und zum Himmel beten wir,
Daß kein Sturm, kein böses Thier
Unsre Lust verderbe;

Unsre Lust es anzusehn,
Wie die jungen Aehren
Stolz auf schlanken Halmen stehn,
Dichtgedrängt in Heeren;
Wie sie säuseln hin und her,
Und die vollen Häupter schwer
Bis zur Erde neigen.

In der frohen Erntezeit
Tragen Weib und Kleinen
Munter springend das Getraid
In die leeren Scheunen;
Und so bald die Arbeit ruht,
Springen wir mit frohen Muth
An dem Stoppelfeste.

Thier und Menschen sind erfreut,
Baur und Bürger lachen,

Wann die Ernte gut gedeiht,
Und die Speicher krachen.
Selbst der Vogel in der Luft,
Den die goldne Garbe ruft,
Zwitschert um so froher.

Weib und Kind hat keine Noth,
Wenn der Krug mit Kränzen
Und ein Korb mit frischem Brod
Auf dem Tische glänzen.
Gast und Wandrer laben wir,
Keinen Armen jagen wir
Mit: helf Gott geht weiter!

Am Neujahrsabend.

An Julchen.

Oh schlägt die Stunde, wo der Zofe
Geschäftgen Hand, die Dam', ins Gallakleid
Geschnürt, entschlüpft, und gleich der Sonne nun am Hofe
Die Feuerstralen um sich streut.

Auch du trittst nun in deine Robe
Geschmükt einher; doch keinem Schmucke gut,
Stehst du, in dich versenkt, im Saal, und denkst Ich lobe
Mir meinen Flauß und schwarzen Hut

Ich auch; denn freier Athem holen
Kann man darin, und Eures Saales Licht
Kömmt dennoch bei den Ganz der Himmels-Girandolen,
Die mir durchs Fenster leuchten, nicht.

Geh', liebes Julchen, geh und spiele
Nur deine Roll', ich will nun auch zur Kur.

Mein Gallakleid, frägst du? sind kindliche Gefühle,
Und meine Fürstin? heißt, Natur.

Frl. vom Hagen.

Tugend und Freude sind ewig verwandt!

Die Tugend ist die reinste Quelle
Der Freude. und Zufriedenheit.
Wie sanft, wie unumvölkt, wie helle
Glänzt ihres Auges Heiterkeit!
Selbst in die harmerfüllte Brust
Gießt sie uns Trost und süßen Frieden:
Das ist dem Laster nicht beschieden,
Ihm fehlt die wahre Ruh und Lust!

Schon in dem Frühling seines Lebens
Erheitert sie des Knaben Sinn!
Sie lohnt die Mühe seines Strebens
Mit überschwenglichem Gewinn!
Wenn ihn ein edler Trieb zum Fleiß
Und zur Geschäftigkeit belebet,
Wenn er nach Werth und Kenntniß strebet,
Wie schön, wie herrlich ist sein Preiß!

Er fühlt mit jedem neuen Tage
Zum Fleiße neue Kraft und Lust!
Kennt nie der langen Weile Plage,
Nie preßt der Unmuth seine Brust.
Er theilt der Jugend edle Zeit
Stets unter Arbeit und Vergnügen,
Und trinkt beglückt in vollen Zügen
Aus beiden gleiche Heiterkeit!

Wie selig, wenn dabei die Liebe
Des Guten seine Seele schmükt!
Wenn das Bewuſtseyn reiner Triebe
Sein jungendliches Herz beglückt!
Wenn Unschuld uud Aufrichtigkeit
Gleich Engeln Gottes ihn begleiten!
Wenn ihn Vernunft und Einsicht leiten
Zur Ordnung und Vollkommenheit!

O sey schon in der frühen Jugend,
Mein höchstes Gut, mein schönstes Glück,
Geschenk des Himmels, holde Tugend!
Erheitre du stets meinen Blick!
Laß immer deiner Anmuth Kraft
Mein Herz zu deinem Dienste stärken,
Zum edlen Fleiß in guten Werken,
Der wahre Lust und Freude schaft!

Lieberkühn.

Der Mann einzig in seiner Art.

Es lebte ein Mann in Frankreich, dem die Wohlthätigkeit zur andern Natur geworden war. Er suchte die Unglücklichen mit eben dem Eifer auf, mit dem man Glücklichen entgegen eilt; und das Wenige, das er besaß, war zugleich das Eigenthum des Dürftigen.

Oft reisete er in der edlen Absicht, Menschen zu finden, die seiner Hülfe bedürfen.

In Marseille fand er einst einen jungen Mann von sechs und zwanzig Jahren, der sich durch seine sanfte und rührende Fysiognomie von den übrigen Galeerensklaven, deren Gesellschaft er vermehrte, gar sehr unterschied.

„Mein Freund, du weinst?„ so redete er ihn mit einem Ton an, der das Gepräge des innigsten Mitleids hatte.

„Bist du einiger Hülfe bedürftig? Ich kann dir zwar leider nur wenig anbieten, aber dies wenige ist völlig dein.“ —

Ach: mein Herr, ich flehe nicht um Geld, ich habe genug, um mein jammervolles Leben durchzubringen. O! nicht mein, nicht mein Unterhalt liegt mir am Herzen! — Hier strömten seine Thränen häufiger.

„Sollt es nicht möglich seyn dich zu trösten, dein Elend zu erleichtern?“

O, mein Herr, Sie lindern es bereits durch die Rührung, die Sie für mich durchdringt; Sie sind der erste, der sich um meinen Jammer bekümmert; haben Sie Gottes Lohn dafür!

„Meine Freund, rede aufrichtig mit mir; entdecke mir dein Herz, vielleicht finde ich Mittel deinen Kummer zu mildern.“

Das Mitleid, das Sie gegen mich äussern, verdient mein ganzes Zutrauen; hören Sie mich an, Sie sollen alles wissen, mein Herr.

Ich bin der Sohn eines Pachters aus ***, eines braven rechtschaffenen Mannes.

Einst ließ ich mich durch das Beispiel einiger Freunde verleiten, in dem Gebiet eines Herrn zu jagen, der in unsrer Nachbarschaft wohnte.

Wir hatten das Unglück, einen seiner Leute, der sich unserm Vorhaben widersetzte, beinahe zu tödten. Kurz, die Obrigkeit bemächtigte sich meiner, man warf mich ins Gefängniß, und ich kam wieder heraus, um zu sechsjähriger Galeeren-Arbeit verdammt zu werden.

Meinen armen Vater tödtete der Schmerz, als er diese Nachricht erhielt, und mein weniges Vermögen gieng über den Prozes zu Grunde;

man wandte alle Mittel an, um mich dieser schimpflichen Strafe zu entziehen; aber vergebens!

Um meine Verzweiflung aufs höchste zu treiben, erfahre ich vor einigen Augenblicken, daß mein Weib und meine drei Kinder, vor Gram und Elend umkommen, weil meine Arme ihnen fehlen, um ihr Leben durchzubringen.

O! wie wollte ich arbeiten, wenn ich bei ihnen wäre, nun müssen sie Hungers sterben!

Sein Schluchzen erstickte seine Stimme. —

„Du hast gefehlt, sagte ihm der sehr gerührte Mann; aber du bist wahrlich unglücklich. Jezt ist der Augenblick nicht da, dir deinen Fehler vorzuhalten! ich will glauben, daß du ihn bereust. Laß uns also lieber von deiner gegenwärtigen Lage reden; sie durchschneidet mir das Herz."

„Hast du mir nicht gesagt, du müsseſt nur noch zwei Jahre lang deine Strafe aushalten?" —

Ja, mein Herr! noch zwei Jahre, noch zwey Jahrhunderte von Qualen; o ich werde ihr Ende nicht erleben, werds gewiß nicht erleben! Mein armes Weib! meine armen Kinder! Was wird aus ihnen werden?

„Sage mir, wenn sich jemand änböte, deine Ketten zu übernehmen, würde man dir die Freiheit schenken?" — *)

Auf der Stelle, mein Herr; aber wer auf der Erde ist der Mensch, der sich ohne Schuld dem Elende so preis gebe? Alle Schätze der Welt — — —

Der Reisende läßt ihn nicht ausreden; er eilt zu dem Offizier, dem die Aufsicht über die Galeerensklaven anvertrauet ist.

---

*) Die Geschichte ist aus den Zeiten Ludwigs des Dreizehnten; da herrschte noch nicht so viel Ordnung in den öffentlichen Anstalten. Heute zu Tage würde man in eine solche Stellvertretung nicht einwilligen.

„Mein Herr, lassen Sie diesen jungen Mann frei: lassen sie ihm seine Ketten abnehmen; hier sind meine Hände, ich will sie tragen, will die zwei Jahre seine Strafe für ihn aushalten.“

Der Offizier erstaunte, machte ihm einige Einwendungen

Ich weiß alles, mein Herr; weiß, daß ich mich in den Augen der Menschen entehre; aber Gott allein bestimmt die wahre Ehre, sein Urtheil und das Urtheil meines Herzens wird für mich sprechen.

„Dieser junge Mann ist seinem Weibe und seinen Kindern nöthig, und zwei Jahre sind bald verflossen.“

Ganz ausser sich, betäubt fällt der Galeeren-sklave seinem Wohlthäter zu Füßen, küßt sie, benezt sie mit seinen Thränen, —

„Nein, mein Herr, nein! so groß auch meine Zärtlichkeit für meine Familie ist, so will ich sie doch nicht auf diese Bedingung wieder sehn.“

Der Edle ließ ihm, ohne ihn anzuhören, die Ketten abnehmen, legte sie sich selbst mit Entzücken an.

„Gehe, mein Freund! ich werde glücklicher seyn, als du, ich versichre dich, diese Ketten werden mir leicht scheinen.„ —

Aber, mein Herr, was kann Sie dazu vermögen? — —

„Natur und Religion. Noch einmal, eile, daß du wieder zu deinem Weibe und zu deinen Kindern kommst, um ihr Leben zu retten.“

Dieser unnachahmliche Mann blieb die ganze Zeit über auf den Galeeren; suchte sich in der Dunkelheit zu verbergen, floh die Leute, die ihn sehn und kennen wollten, brachte den Tag mit der Erfüllung seiner mühseligen Verrichtung zu; war der Lehrer des Mitleids, der Selbst-

verleugnung der Wohlthätigkeit, der Trost, die Stütze, der Vater der Galeerensklaven; brachte deren viele zur Reue und zur Tugend zurück.

Wer dies Muster so großer Tugenden war? Kinder, ein Geist icher, ohne Ahnen, ohne Glücksgüter, der keine Ehrenstelle bekleidete, und dem Frankreich und die Welt eine Menge eben so nützlicher, als bewunderswürdiger Anstalten zu verdanken hat.

Er stiftete das große Findelhaus in Paris, wovon ihr schon werdet gehört haben, und so ward er jährlich der Erhalter von fast zehntausend Seelen.

Diesem großen Manne haben Arme und Kranke ohne Unterschied der Religion die wesentlichste Unterstützung, die je die Menschenliebe erfand, bis auf dem heutigen Tag zu danken; die Gesellschaft der barmherzigen Schwestern, die als Krankenpflegerinnen in alle Häuser gehen; und das Hospital (l' Hôtel Dieu,) worin Kranke von allen Nazionen aufgenommen werden.

Wie dieser edle Sterbliche hieß, der zwei Jahre die Galeerenkette trug, um einen Gatten seiner Gattin, einen Vater seinen Kindern wieder zu schenken? Vinzent de Paul.

Als man bei dem Pabst, Benedikt XIV., um die Heiligsprechung Vinzent de Paul anhielt: fragte er, ob er auch Wunder gethan hätte? Man antworte auf seine Frage mit der rührenden Anekdote des Galeerensklaven.

Da rief er aus: erigantur illi altaria: Mann baue ihm Altäre!

Nach dem Französischen des Herrn d' Arnaud.

An Gott.

Alles Leben strömmt aus dir,
Und durchwalt in tausend Bächen
All' die Welten; alle sprechen:
Deiner Hände Werk sind wir!

Ach! und es durchfloß auch mich
Einst ein Tropfen deiner Quelle,
Und mir ward die Schöpfung helle,
Und ich lebt' und fühlte dich.

Daß ich fühle, daß ich bin,
Daß ich dich, du Großer, kenne,
Daß ich dich, dich — Vater nenne — — —
O ich sinke vor dir hin'

Daß du bist, daß immer dar
Deine Kraft uns hält uud trägest;
Ohne dich kein West sich regt,
Unserm Haupt entfällt kein Haar:

Welch ein Trost! — — — Und unbegränzt,
Und unnenbar ist die Wonne,
Daß, gleich deiner milden Sonne,
Uns dein Vateraug' umglänzt.

Welch ein Wort, daß auf den Grund
Uns dein Forscherblick durchdringet;
Kein Gedank sich dir entschwinget,
Und kein Lauf aus unserm Mund!

Ach! wenn denn mein ganzes Sein,
All mein Thun, und all mein Wesen
Ewig dir entdeckt gewesen,
Ewig dir enthüllt wird seyn:

O so gieb, daß frei und rein
Von den Trieben dieser Erde

All mein Thun und Wesen werde,
Heilig vor dir all mein Sein.

Deiner Gegenwart Gefühl
Sey mein Engel, der mich leite,
Daß mein schwacher Fuß nicht gleite,
Nicht verirre von dem Ziel!

Anekdote vom Schultheiß Wengi.

Zur Zeit der Reformazion war die Stadt Solothurn in Ansehung der Religion getheilt; einige hatten schon die Lehre des Calvins angenommen, andere waren dem alten römisch-katholischen Glaubensbekenntnisse treu geliehen.

Nun waren die Reformirten einst in einem Hause versammelt, um über ihre Angelegenheiten zu rathschlagen. Unterdes nahmen die andern einige Kanonen aus dem Zeughause, und fingen an auf das Haus, worin jene versammelt waren, zu schießen.

Auf den ersten Knal sprang der katholische Schultheiß Wengi herzu, stellte sich vor das zweite zum Losschießen bereitete Stück, und sagte zu seinen Religionsgenossen:

„Wenn ihr Bürgerblut vergießen wollt, so vergießet meines; eher gebe ich nicht zu, daß ihr diese ehrlichen Leute, die eure und meine Brüder und Mitbürger sind, wenn sie schon anders denken, als wir, zu Grund richtet.“

Sie ließen darauf ab, und der Aufruhr war gestillt.

Tobias Witt.

Herr Tobias Witt war aus einer nur mäßigen Stadt gebürtig, und nie weit über die nächsten Dörfer gekommen, Dennoch hatte er mehr von der Welt gesehn, als mancher, der sein Erbgut in Paris oder Neapel verzehrt hat.

Er erzählte gern allerhand kleine Geschichtchen, die er sich hie und da aus eigener Erfahrung gesammlet hatte. Das besonderste an ihnen war, daß ihrer je zwei und zwei zusammen gehörten.

Einmal lobte ihn ein junger Bekannter, Herr Till, seiner Klugheit wegen. — „Ei, fieng der alte Witt an, und schmunzelte; wär ich denn wirklich so klug?“

Die ganze Welt sagts, Herr Witt. Und weil ich es auch gern würde. —

„Je nun, wenn Er das werden will, das ist leicht. — Er muß nur fleißig Acht geben, Herr Till, wie es die Narren machen.“

Was? Wie es die Narren machen?

„Ja, Herr Till! Und muß es denn anders machen, als die.“

Als zum Exempel?

„Als zum Exempel, Herr Till: so lebte da hier in meiner Jugend ein alter Arithmetikus: ein dürres grämliches Männchen, Herr Veit mit Namen. Der gieng immer herum und murmelte vor sich selbst, in seinem Leben sprach er mit keinem Menschen. — Und einem ins Gesicht sehen, das that er noch weniger; immer guckt er ganz finster in sich hinein. — Wie meint er nun wohl, Herr Till, daß die Leute den hießen?“

Wie? — einen tiefsinnigen Kopf.

„Ja, warum nicht gar! Einen Narren!“ —

„Hui, dachte ich da bei mir selbst, denn der Titel stand mir gar nicht an; wie der Herr Veit muß mans nicht machen. Das ist nicht fein. In sich selbst hineinsehen, das taugt nicht: sieh den Leuten dreist ins Gesicht! Oder gar mit sich selbst sprechen, pfui! Sprich lieber mit andern!“ —

„Nun, was dünkt Ihn, Herr Till? hatte ich da Recht?“

Ei ja wohl! Allerdings!

„Aber ich weiß nicht. So ganz doch wohl nicht. — Denn da lief noch ein anderer herum; das war der Tanzmeister, Herr Flink. Der guckte aller Welt ins Gesicht und plauderte mit allem, was nur ein Ohr hatte, immer die Reihe herum: und den, Herr Till — wie meint Er wohl, daß die Leute den wieder hießen?“

Einen lustigen Kopf.

„Beinahe! Sie hießen ihn auch einen Narren. — Hui! dacht' ich da wieder, das ist doch drolligt! Wie mußt du's denn machen, um klug zu heissen?“ —

“Weder ganz, wie der Herr Veit, noch ganz, wie der Herr Flink. Erst siehst du den Leuten hübsch dreist ins Gesicht, wie der eine, und dann siehst du hübsch bedächtlich in dich hinein, wie der andere. Erst sprichst du laut mit den Leuten, wie der Herr Flink, und dann insgeheim mit dir selbst, wie Herr Veit.“

„Sieht Er, Herr Till! So hab ichs gemacht, und das ist das ganze Geheimniß.“

Ein andermal besuchte ihn ein junger Kaufmann, Herr Flau, der gar sehr über sein Unglück klagte.

„Ei was? fieng der alte Witt an, und schüttelte ihn; Er muß das Glück nur suchen, Herr Flau! Er muß darnach aus seyn!“

Das bin ich ja so lange: aber was hilfts? — immer kommt ein Streich über den andern! Künftig leg ich die Hände lieber gar in den Schooß, und bleibe zu Hause.

„Ach, nicht doch! Nicht doch! Herr Flau! Gehen muß Er immer darnach, aber sich nur hübsch in Acht nehmen, wie Er's Gesicht trägt."

Was? wie ichs Gesicht trage?

„Ja, Herr Flau! Wie Er's Gesicht trägt. Ich wills ihm erklären."

„Als da mein Nachbar zur Linken sein Haus bauete, so lag einst die ganze Straße voll Balken und Steine und Sparren: und da kam unser Bürgermeister gegangen, Herr Trik, damals noch ein blutjunger Rathsherr: der rannte, mit von sich geworfenen Armen, ins Gelag hinein, und hielt den Nacken so steif, daß die Nase mit den Wolken so ziemlich gleich war."

„Plump! lag er da, brach das Bein, und hinkt noch heutiges Tages daran. — Was will ich nun damit sagen, lieber Herr Flau?"

Ei, die alte Lehre! Du sollst die Nase nicht allzuhoch tragen.

„Ja sieht Er? Aber auch nicht allzuniedrig. — Denn nicht lange darnach kam noch ein anderer gegangen; das war der Stadtpoete, Herr Scholl. Der mußte entweder Verse oder Hausorgen im Kopfe haben; denn er schlich ganz trübsinnig einher, und guckte in den Erdboden, als ob er hineinsinken wollte."

„Krach! riß ein Seil, der Balken herunter, und wie der Blitz vor ihm nieder. — Vor Schrecken fiel der arme Teufel in Ohnmacht, ward krank, und mußte ganze Wochen lang aushalten."

„Merkt er nun wohl, was ich meine, Herr Flau? Wie man's Gesicht tragen muß?" —

Sie meinen, so hübsch in der Mitte.

„Ja freilich! daß man weder zu keck in die Wolken, noch zu scheu in den Erdboden sieht. — Wenn man so die Augen fein ruhig, nach oben und unten, und nach beiden Seiten umherwirft: so kommt man in der Welt schon vorwärts, und mit dem Unglück hats so leicht nichts zu sagen.“

Noch ein andermal besuchte den Herrn Wilk ein junger Anfänger, Herr Wills; der wollte zu einer kleinen Speckulazion Geld von ihm borgen.

Viel, fieng er an, wird dabei nicht herauskommen; das sehe ich vorher: aber es rennt mir so von selbst in die Hände. Da will ichs doch mitnehmen.

Dieser Ton stand dem Herrn Wilk gar nicht an.

„Und, wie viel meint Er denn wohl, lieber Herr Wills, das er braucht?“

Ach nicht viel! Eine Kleinigkeit! Ein hunderk Thälerchen etwa.

„Wenn's nicht mehr ist; die will ich Ihm geben. Recht gern! — Und damit Er sieht, daß ich Ihm gut bin, so will ich Ihm oben drein noch etwas anders geben, das unter Brüdern seine Tausend Reichsthaler werth ist. Er kann reich damit werden.“

Aber wie, lieber Herr Wilk? Obendrein?

„Es ist nichts. Es ist ein bloßes Histörchen. — Ich hatte hier in meiner Jugend einen Weinhändler zum Nachbar, ein gar drolligtes Männchen, Herr Grell mit Namen. Der hatte sich eine einzige Redensark angewöhnt; die brachte ihn zum Thore hinaus.“

Ei, das wäre! Die hieß? —

„Wenn man ihn manchmal fragte: wie stehts, Herr Grell? Was haben Sie bei dem Handel gewonnen? — Eine Kleinigkeit, fieng

er an. Ein funfzig Thälerchen etwa. Was will das machen?“

„Oder wenn man ihn anredete: nun, Herr Grell? Sie haben ja auch bei dem Bankerotte verloren? — Ach was? sagte er wieder: Es ist der Rede nicht werth. Eine Kleinigkeit von ein Hunderter fünfe.“

„Er saß in schönen Umständen, der Mann; aber wie gesagt! die einzige verdammte Redensart hob ihn glatt aus dem Sattel. Er mußte zum Thore hinaus. — Wie viel war es doch, Herr Wills, das er wollte?“

Ich? — ich bat um hundert Reichsthaler lieber Herr Witt.

„Ja recht! Mein Gedächtniß verläßt mich. — Aber ich hatte da noch einen andern Nachbar; das war der Kornhändler, Herr Tomm. Der baute von einer andern Redensart das ganze große Haus auf, mit Hintergebäude und Waarenlager. Was dünkt Ihm dazu?“

Ei, ums Himmels Willen! Die mögt' ich wissen. — Die hieß?

„Wenn man ihn manmal fragte: Wie stehts, Herr Tomm? Was haben Sie bei dem Handel verdient? — Ach, viel Geld! fieng er an, viel Geld! — und da sahe man, wie ihm das Herz im Leibe lachte; — ganze hundert Reichsthaler!“

„Oder wenn man ihn anredete: was ist Ihnen? Warum so mürrisch, Herr Tomme? — Ach, sagte er wieder: ich habe viel verloren, viel Geld! Ganze funfzig Reichsthaler!“

„Er hatte klein angefangen. der Mann; aber wie gesagt, das ganze große Haus baute er auf, mit Hintergebäude und Waarenlager. — Nun, Herr Wills? Welche Redensart gefällt ihm nun besser?“

Ei,

Ei, das versteht sich. Die letzte!

„Aber — so ganz war er mir doch nicht recht, der Herr Tomm. Denn er sagte auch, viel Geld! wenn er den Armen und der Obrigkeit gab; und da häft' er nur immer sprechen mögen, wie der Herr Grell, mein anderer Nachbar."

„Ich, Herr Wills, der ich zwischen der doppelten Redensart mitten inne wohne; ich habe mir beide gemerkt: und da sprech ich nun, nach Zeit und Gelegenheit, bald wie der Herr Grell, und bald wie der Herr Tomm."

Nein, bei meiner Ehre! Ich halts mit Herr Tomm. Das Haus und das Waarenlager gefallen mir.

„Er wollte also?" —

Viel Geld! Viel Geld! lieber Herr Wills. Ganze hundert Reichsthaler!

„Sieht Er, Herr Wills? Es wird schon werden. Das war ganz recht."

„Wenn man von einem Freunde borgt, so muß man sprechen, wie Herr Tomm; und wenn man einem Freunde aus der Noth hilft, so muß man sprechen, wie der Herr Grell."

Engel.

Lob der Tonkunst.

Holde Tonkunst, deine Freuden
Singt mein jugendliches Lied;
Sanfte Trösterin im Leiden,
Wenn uns Lust und Freude flieht!

Wie erheitert sich die Seele,
Wenn dein Saitenspiel erklingt;

Und aus zauberischer Kehle,
Süßer Lieder Wohlklang dringt.

Oder wenn aus munkern Geigen
Fröhlichkeit und Scherz erschallt;
Oder wenn mit sanftem Steigen
Die geliebte Flöte walt.

O! wie fühl ich tief im Herzen
Deiner Töne Wunderkraft;
Du magst trauern oder scherzen,
Dir folgt jede Leidenschaft.

Doch es ist nicht blos Vergnügen
Was du uns o Tonkunst schenkst:
Wenn mit zauberischen Zügen
Du die zarkern Seelen lenkst;

Nein, du bildest unsre Triebe.
Edler auch und menschlicher;
Oefnest unser Herz der Liebe,
Machst zum Guten williger.

Hebt nicht gern' im Lobgesange
Sich das Herz zu Gott empor?
Leiht nicht frommer Lieder Klange
Frecher Leichtsinn selbst sein Ohr?

Oft hat schon in früher Jugend,
Tonkunst! mich dein Reitz gerührt;
Ja zur Unschuld und zur Tugend
Mächtiger mich hingeführt:

Wenn bei deinem Saitenspiele
Gellerts frommes Lied erklang;
Und die edelsten Gefühle
In die zarte Seele sang.

Darum sollen deine Lieder
Ferner noch mein Herz erfreun;

Dir will ich und meine Brüder
Eifrig unsre Liebe weihn.

Lieberkühn.

Die Geschichte des alten Wolfs, in sieben Fabeln.

(1.)

Der böse Wolf war zu Jahren gekommen, und faßte den gleißenden Entschluß, mit den Schäfern auf einem gütlichen Fuß zu leben.

Er machte sich also auf, und kam zu dem Schäfer, dessen Heerden seiner Höhle die nächsten waren.

„Schäfer, sprach er, du nennest mich den blutgierigen Räuber, der ich doch wirklich nicht bin. Freilich muß ich mich an deine Schafe halten, wenn mich hungert; denn Hunger thut weh. Schütze mich nur vor dem Hunger, mache mich nur satt, und du sollst mit mir recht wohl zufrieden seyn. Denn ich bin wirklich das zahmste, sanftmüthigste Thier, wenn ich satt bin.“

„Wenn du satt bist? Das kann wohl seyn;“ versetzte der Schäfer. „Aber wann bist du denn satt? Du und der Geiz werden es nie: geh deinen Weg!“

(2.)

Der abgewiesene Wolf kam zu einem andern Schäfer:

„Du weißt, Schäfer, war seine Anrede, daß ich dir das Jahr durch manch Schaf würgen könnte. Willst du mir überhaupt jedes Jahr sechs Schafe geben; so bin ich zufrieden. Du

kannst alsdann sicher schlafen, und die Hunde ohne Bedenken abschaffen."

„Sechs Schafe?" sprach der Schäfer. „Das ist ja eine ganze Heerde!" —

„Nun, weil du es bist, so will ich mich mit fünfen begnügen;" sagte der Wolf.

„Du scherzest; fünf Schafe! mehr als fünf Schafe opfre ich kaum dem Pan." *)

„Auch nicht viere?" sprach der Wolf weiter; und der Schäfer schüttelte spöttisch den Kopf."

„Drei? — Zwei?"

„Nicht ein einziges;" fiel der Bescheid. „Denn es wäre ja wohl thörigt, wenn ich mich einem Feinde zinsbar machte, vor welchem ich mich durch meine Wachsamkeit sichern kann."

(3.)

Aller guten Dinge sind drei; dachte der Wolf und kam zu einem dritten Schäfer.

„Es geht mir recht nahe, sprach er, daß ich unter euch Schäfern als das grausamste, gewissenloseste Thier verschrien bin. Dir, Monkan, will ich izt beweisen, wie unrecht man mir thut. Gieb mir jährlich ein Schaf, so soll deine Heerde in jenem Walde, den niemand unsicher macht, als ich, frei und unbeschädigt weiden dürfen. Ein Schaf! welche Kleinigkeit! Könnte ich großmüthiger, könnte ich uneigennütziger handeln? — Du lachst, Schäfer? Worüber lachst du denn?"

„O, über nichts! Aber wie alt bist du, guter Freund?" sprach der Schäfer. „Was geht dich mein Alter an? Immer noch alt genug, dir deine liebsten Lämmer zu würgen."

---

*) Eine erdichtete Gottheit bei den Griechen und Römern, die besonders von den Hirten verehret wurde.

„Erzürne dich nicht, alter Isegrim! Es thut mir Leid, daß du mit deinem Vorschlage einige Jahre zu spät kommst. Deine ausgebissenen Zähne verrathen dich. Du spielst den Uneigennützigen, blos um dich desto gemächlicher, mit desto weniger Gefahr nähren zu können.“

(4)

Der Wolf ward ärgerlich, faßte sich aber doch, und gieng zu dem vierten Schäfer. Diesem war eben sein treuer Hund gestorben, und der Wolf machte sich den Umstand zu nutze.

„Schäfer, sprach er, ich habe mich mit meinen Brüdern im Walde veruneinigt, und so, daß ich mich in Ewigkeit nicht wieder mit ihnen aussöhnen werde. Du weißt, wie viel du von ihnen zu fürchten hast! Wenn du mich aber, anstat deines verstorbenen Hundes in Dienste nehmen willst: so stehe ich dir dafür, daß sie keines deiner Schafe auch nur scheel ansehen sollen.“

„Du willst sie also, versezte der Schäfer, gegen deine Brüder im Walde beschützen„“ —

„Was meine ich denn sonst? Freilich!“

„Das wäre nicht übel! Aber wenn ich dich nun in meine Heerde einnähme, sage mir doch, wer sollte alsdann meine armen Schafe gegen dich beschützen? Einen Dieb ins Haus nehmen, um vor Dieben außer dem Hause sicher zu seyn, das halten wir Menschen“ — — — „Ich höre schon, sagte der Wolf, du fängst an zu moralisiren. Lebe wohl!“

(5.)

Wäre ich nicht so alt! knirschte der Wolf. Aber ich muß mich leider! in die Zeit schicken. Und so kam er zu dem fünften Schäfer.

„Kennst du mich, Schäfer? „fragt der Wolf.

„Deinesgleichen wenigstens kenne ich;“ versetzt der Schäfer.

„Meines gleichen? Daran zweifle ich sehr. Ich bin ein sonderbarer Wolf, daß ich deiner und aller Schäfer Freundschaft wohl werth bin.“

Und wie sonderbar bist du denn?“

„Ich könnte kein lebendiges Schaf würgen und fressen, und wenn es mir das Leben kosten sollte. Ich nähre mich blos von todten Schafen. Ist das nicht löblich? Erlaube mir also immer, daß ich mich dann und wann bei deiner Heerde einfinden, und nachfragen darf, ob dir nicht—“

„Spare deine Worte!“ sagte der Schäfer. „Du müßtest gar keine Schafe fressen, auch nicht einmal todte, wenn ich dein Feind nicht seyn sollte. Ein Thier, das mir schon todte Schafe frißt, lernt leicht aus Hunger kranke Schafe für todt, und gesunde für krank ansehen. Mache auf meine Freundschaft keine Rechnung, und geh!“

(6.)

Ich muß nun schon mein Liebstes daran wenden, um zu meinem Zwecke zu gelangen! dachte der Wolf, und kam zu dem sechsten Schäfer.

„Schäfer, wie gefällt dir mein Pelz?“ fragte der Wolf.

„Dein Pelz!„ sagte der Schäfer. „Laß sehen! er ist schön; die Hunde müssen dich nicht oft unter gehabt haben.“

„Nun, so höre, Schäfer; ich bin alt, und werde es so lange nicht mehr treiben. Futtre mich zu Tode; und ich verehre dir meinen Pelz.“

„Ei sieh doch!“ sagte der Schäfer. „Kömmst du auch hinter die Schliche der alten Geizhälse? Nein, nein; dein Pelz würde mich am Ende siebenmal mehr kosten, als er werth wäre. Ist es dir aber ein Ernst, mir ein Geschenk zu machen, so gib ihn mir gleich izt.“ — Hiermit grif der Schäfer nach der Keule, und der Wolf floh.

(7.)

O die Unbarmherzigen! schrie der Wolf, und gerieth in die äußerste Wuth. So will ich auch als ihr Feind sterben, ehe mich der Hunger tödtet; denn sie wollen es nicht besser!

Er lief, brach die Wohnungen der Schäfer ein, würgte ihre Kinder, und ward nicht ohne große Mühe von den Schäfern erschlagen.

Da sprach der Weiseste von ihnen: wir thaten doch wohl Unrecht, daß wir den alten Räuber auf das äusserste brachten, und ihm alle Mittel zur Besserung, so spät und erzwungen sie auch war, benahmen! Lessing.

Die Ankunft des Frühlings.

Lächelnd senkt auf rosigem Gefieder
Sich der Tag vom blauen Himmel nieder,
Der den jungen Frühling wiederbringt;
Ihn empfängt die Welt mit neuer Wonne,
Grüßet freudig seine Morgensonne,
Die so mild durch lichte Wolken dringt.

Sanft und schmeichelnd, wie zur Zeit der Rosen,
Eilt der West, ihm freundlich liebzukosen,
Und umweht sein jugendlich Gewand.
Holder als der schönste Tag des Maien,
Schwebet er, die Erde zu erfreuen,
Mit dem jungen Lenz an seiner Hand.

Eilig kommt er. Seinem warmen Regen
Oefnet sich die Erd', und neuer Segen
Keimt aus ihrem milden Schooß empor.
Blumen drängen sich aus ihren Hullen,
Um die Luft mit ihrem Wohlgeruch zu füllen,
Ungeduldig an das Licht hervor.

Eilig kommt er, kleidet Flur und Garten,
Ehe sie noch seiner Ankunft warten,
In ihr grünes festliches Gewand;
Senkt sich hold in Büsch' und Bäume nieder,
Und giebt ihnen ihre Reize wieder,
Allen Schmuk, der mit dem Herbst verschwand

Süßer, süßer Frühling! welch Entzücken
Ueberströmt bei deinen ersten Blicken
Schon die kaum erwachende Natur!
Welche Wonne wird sie erst' beleben,
Wann du dich, mit vollem Reiz umgeben,
Lächelnd zeigst den Wäldern und der Flur.

Wann sich alle Blumen um dich drängen,
Dich die Vögel grüßen mit Gesängen,
Wann der Hain die Nachtigal erwekt,
Wann der Balsam deiner Rosendüfte,
Wonne athmet durch die Abendlüfte,
Und dein Blütenschleir die Zweige dekt!

Laß nur, unsre Hofnung zu betrügen
Ueber dich nicht mehr den Winter siegen,
Ihn nicht Störer deiner Freuden seyn!
Immer blik auf uns mit gleichem Segen!
Gieb der Erde deinen milden Regen,
Deinen lieblich warmen Sonnenschein!

Laß zurück den rauhen Nord nicht kehren,
Nicht den Sturm den Blütenhain verheeren,
Wann ihn Nachtigalgesang erfüllt;
Daß kein Frost, bei kalter Morgenröthe,
Schon die Frucht in ihrer Blüte tödte,
Wann sie aus der Knospe sich enthüllt!

O, laß deine Reize ganz uns freuen!
Komm, den Pfad mit Rosen zu bestreuen,
Der oft rauh durch dieses Leben führt!
Jeden Gram und Kummer zu besiegen,

Komm! erwecke wieder zum Vergnügen
Jeden, den dein holder Anblik rührt.

y.

Auguste,

Eine wahre Geschichte, jungen Frauenzimmern zur Warnung erzählt.

Auguſta war ſechs Jahre alt, als ihr Vater ſtarb. Er war geheimer Legazionsrath geweſen, hatte eine eigene Equipage gehalten, hatte vierteljährlich eine groſſe Feſte gegeben, war alle zwei Jahr ins Bad gereiſt, und hinterließ von einem Vermögen, das in dreißigtauſend beſtanden hatte, noch achttauſend und einen artigen Garten in der Vorſtadt.

Anguſte war ſein einziges Kind, und ihre Mutter war eine der rechtſchaffenſten Damen, die man in Reſidenzen je geſehn hat. Sie betrauerte einſam den Tod ihres Gemahls, verkaufte die Equipage, ſchränkte ſich ſo ſehr ein als möglich, und beſchloß, ganz allein für die Erziehung ihrer Tochter zu leben.

Auguſte war von ihrer Mutter ſelbſt geſäugt worden — ſie hatte nie eine eigenſinnige oder heimtückiſche Wärterin gehabt — ſie hatte nie anders als nach guten und zärtlichen Grundſätzen handeln ſehn, und ſie war ſelbſt beſtändig nach eben den Grundſätzen behandelt worden — ſie hatte nie erfahren, daß man anders denken könne, als man ſpräche — und, was nicht ganz unwichtig iſt, es war ihr unbekannt, daß es Schimpfwörter in der Welt gäbe,

Auf einen so unverdorbenen Boden pflanzte Augustens Mutter ihre Lehren, und es war kein Wunder, daß diese Lehren Wurzel faßten, und mit der Zeit unerschütterlich wurden.

Der Hauptinhalt von den Lehren der Mutter war:

Die Tugend eines Mädchens bestehe nicht in äusserlicher Ziererei, sondern in ihrer innern Unschuld, und die Reize eines Mädchens nicht in ihrer Schönheit, sondern in ihrer Bescheidenheit und Sittsamkeit.

Sie wiederholte ihr, ein prachtvoller Anzug gefalle weniger, als ein modischer, und ein modischer weniger, als ein reinlicher und geschmakvoller: aber mehr als jeder Anzug, gefalle ein unbestäubtes Wohnzimmer und eine blinkende Küche.

Auguste bekam einen kleinen Verweis, wann sie aus Unvorsichtigkeit ein Glas, oder ein Stück Porzellan zerbrach; aber sie mußte zwei oder mehr Tage ganz allein in einem Winkel des Vorsaals speisen, wann sie einen pöbelhaften Ausdruck von sich hören ließ. Ihre Mutter verstand darunter jeden Ausdruck, der nicht sittlich war, er mogte übrigens von dem Pöbel *) geborgt seyn, der zu Fuß geht, oder von dem, der mit eigener Equipage fährt.

Auguste wurde bestraft, wann sie einer Magd verächtlich begegnete: aber sie wurde eben so hart gestraft, wenn sie sich zu einer Magd setzte, um mit ihr zu plaudern.

---

*) Merkt euch junge Leser, daß das Wort Pöbel nicht Leute von niedrigem Stande, sondern Leute von niedriger Denkungsart und von schlechten Sitten bedeutet. Es kann daher in allen Ständen, vom Bauer bis zum Könige, Pöbel geben.

Auguste war acht Jahre alt, und eines Sonntags im Winter stand ein kleines Mädchen barfuß vor ihrer Thür, und bat um eine Gabe.

„Aber, mein Gott, friert dich denn nicht?“ sagte Auguste, und rang die kleinen Hände.

„Ei ja wohl friert mich, “ sagte das Mädchen, und klapperte mit den Zähnen.

„Da! “ sagte Auguste, zog die mit Silber gestikten Pantoffelschuh aus, und gab sie dem armen Mädchen.

Das Mädchen fiel fast vor ihr auf die Knie, nahm die Schuhe in die Hand, und lief mit Jubelgeschrei davon.

Auguste lief mit Jubelgeschrei nnd in Strümpfen zu ihrer Mutter, und bat sich die Alltagspantoffelschuh aus, die nicht gestikt waren.

Ihre Mutter gab selten einem Bettler, aber desto öfter gab sie Hausarmen, von denen sie hörte. Alle solche Wohlthaten flossen durch Augustens Hände. Die Mutter wollte haben, daß Auguste mit dem menschlichen Elende bekannt würde, und daß sie sich gewöhnte ein Vergnügen an heitern Gesichtern zu finden, die sie selbst heiter gemacht hätte.

Auguste hatte eine Sparbüchse, aus der sie nach Gefallen nehmen konnte. Sie gab den armen Eltern, was sie ihnen im Namen ihrer Mutter zu bringen hatte, und sie stekte den Kindern der armen Eltern etwas aus ihrer Sparbüchse zu. Diese war fast immer leer, die Mutter mogte so viel Einkünfte dazuschlagen, als sie wollte.

Einst nahete der Geburtstag der Mutter, und Augustens Sparbüchse war erschöpft. Sie trat an ihre Kommode, zog das Fach auf, worin nach der Reihe ihre schönen Puppen lagen, nahm

eine nach der andern heraus, legte sie wehmüthig wieder hinein, und schloß zu.

Einige Augenblicke darauf kam sie wieder, musterte die Puppen noch einmal, nahm die schlechteste, legte sie hin, nahm die schönere, und ergrif nach langer Wahl endlich die allerschönste. Sie küßte die Puppe, und lief hinaus zur Magd.

„Da, Röschen!„ sagte sie; „geschwind lauf und verkaufe sie. — Ich will die Mama zu ihren Geburtstage anbinden. — Aber lauf ja geschwind, damit ich nur die Puppe nicht mehr sehe. — Ich weiß schon, was die Mama gern hätte. “

Die Magd mußte die Puppe doch noch einmal hergeben: Auguste küßte sie, nahm von ihr Abschied, und lief fort.

Die Magd trug die Puppe zur Mutter, diese kaufte sie, und schickte Augusten ein Goldstück.

Auguste nahm es, bat um Erlaubniß eine Freundin zu besuchen, und ließ sich von dieser die Kleinigkeiten einkaufen, die sie für ihre Mutter bestimmt hatte.

Als der Tag da war, überreichte sie ihr Geschenkchen und bat ihre Mutter, daß sie vorlieb nehmen mögte.

„Ei, du hast ja wohl recht viel Geld gehabt? “ sagte die Mutter.

„Ja,“ stotterte das Kind, „ich habe — ich — ich habe Geld gehabt. “

„Du mußt gewaltig gespart haben,“ fieng die Mutter wieder an. „Ich freue mich recht über deine Geschenke.“

„Ist das wahr, liebe Mama?“ sagte Auguste freudig.

„Aber du giebst mir doch alles gerne?“

„Ach, liebe Mama,“ sagte das Mädchen, fiel ihr um den Leib und weinte; „ich habe ja mein Julchen verkauft!“

Die Mutter küßte sie, und riß sich von ihr los, gieng in ein Nebenzimmer, und zerfloß in Thränen.

Sie feierte nie ihren Geburtstag wieder, ohne an das verkaufte Julchen zu denken: und man kann sich vorstellen, wie sehr sie durch diesen und noch mehrere dergleichen Züge ermuntert wurde, alle mögliche Sorgfalt auf die Bildung einer so hofnungsvollen jungen Seele zu wenden.

Wer hätte einem solchen Kinde, bei einer solchen Erziehung nicht das glücklichste Leben profezeit? Aber — merkt euch diese Wahrheit, ihr jungen Leser und Leserinnen! — zu einem glücklichen Fortkommen in dieser Welt ist es nicht genug, gut und unschuldig zu seyn; man muß auch allen Schein des Bösen zu vermeiden suchen: sonst kann man bei dem reinsten Herzen und bei dem rechtschaffensten Wandel doch sehr unglücklich werden.

Das werdet ihr aus der Folge dieser Geschichte lernen können.

Auguste wurde in allen weiblichen Künsten unterrichtet, und in ihrem dreizehnten Jahre fieng sie schon an, unter der Aufsicht ihrer Mutter, der Wirthschaft vorzustehen.

Sie nahm daneben zu an körperlicher Schönheit; so daß sie in jeder Betrachtung ein sehr angenehmes und vortrefliches Frauenzimmer wurde.

Bis hieher hatte Auguste nur wenig männliche Bekanntschaften gemacht, und selbst diese bestanden bloß in entfernten oder nähren Anverwandten. Sie machte nur einen kleinen Zirkel von Freundinnen glücklich, in welchem Frie-

de, Vertraulichkeit und Freude herrschten. Sie hätte für jede dieser Freundinnen ihr Leben hingegeben, und sie wurde von allen gleichfalls auf das zärtlichste geliebt.

Es war kein Wunder, daß die gute Legazionsräthin nach und nach ein wenig eifel auf ihre Tochter wurde. Die Lobeserhebungen, die man ihr wegen Augustens Erziehung machte — das glänzende Glück, das jederman Augusten für die Zukunft versprach — die Wünsche, die man allenthalben that, daß ihre Mutter sie aus ihrer Einsamkeit in die große Welt führen mögte, überträubten endlich die wackere Frau.

Sie beschloß, ihre Einsamkeit dem Glücke ihrer Tochter aufzuopfern; fieng an zum zweitenmal in der großen Welt zu erscheinen, und führte Augusten in dieselbe ein. O hätte sie doch vorausgesehen, was für traurige Folgen dieser unweise Schritt nach sich ziehen würde!

Kaum hatte Auguste sich gezeigt, als aller Augen auf sie gerichtet waren. Alles ertönte von Lobsprüchen ihrer Schönheit, ihres Verstandes und ihres Herzens.

Die ehrliche Mutter wünschte sich Glück, daß sie dem Rathe ihrer Bekannten gefolgt war; und Auguste freute sich, daß ihr Anblick rund umher Leben und Wohlseyn zu verbreiten schien.

Sie besaß ein gewisses natürliches Gefühl vom Schicklichen, welches ihr bei jeder Gelegenheit anzeigte, wie sie sich zu verhalten hätte. Sie erschien kaum zum drittenmale in diesen großen Zirkeln, als selbst die verständigsten Mütter sie insgeheim ihren Töchtern als ein Muster eines artigen ungezwungenen Betragens vorstellten.

Auguste wurde in kurzer Zeit als eins der vollkommensten Frauenzimmer bekannt, die man jemals gesehen hätte. Selbst einige Hoffräuleins

deklarierten, das Legazionsrathe-Mädchen wüßte sich recht gut in die Airs einer Dame zu finden.

Man fieng an, sich häufig um Augustens Hand zu bewerben. Zwei bis drei junge Männer von Verdiensten, welche in jeder Betrachtung Augustens würdig zu seyn schienen, erhoben vorzüglich ihre Augen auf sie. Allein theils konnte Auguste sich nicht überwinden, einer Freiheit zu entsagen, deren sie mit so vielem Ansehen genoß, theils schmeichelte sich vielleicht die Mutter, daß ihrer Tochter ein glänzenderes Loos bevorstünde, als die Hand eines Bürgerlichen.

Auguste wurde ein und zwanzig Jahr alt, und war im Besitze der allgemeinen Verehrung und eines unbescholtenen Rufs, als einer ihrer Verwandten sich verheurathete, und einen Ball gab. Auguste und ihre Mutter waren dabei, und machten ein halbes Dutzend neue Bekanntschaften.

Den dritten Tag darauf ließ sich der junge Graf von S* melden. Er hatte auf dem Balle mit Augusten getanzt, hatte eine Schleife aufgehoben, die Augusten entfallen war, und brachte diese Schleife zurück.

Der Graf war ein liebenswürdiger junger Kavalier. Sein Betragen empfahl ihn bei Mutter und Tochter. Man bat ihn komplimentsweise, seine Besuche zu wiederholen, und er wiederholte sie sehr oft.

Einige Zeit darauf bat er um die Erlaubniß, seinen Cousin, den Baron von M*, einzuführen. Man gab ihm die Erlaubniß mit Vergnügen; und der Baron von M* führte kurz darauf den Kammerjunker von F*, und dieser wieder den jungen Kanonikus von L* ein.

Auf diese Art versammlete sich unvermerkt binnen einem Jahre um Augusten ein Hofstaat,

der aus den ersten Jünglingen der Residenz bestand. Um Zutritt im Hause zu haben, brauchte man endlich weiter nichts, als von jemandem eingeführt zu werden, der schon Zutritt hatte: und nachgerade gab es festgesetzte Tage und Stunden, an welchen im Hause der Legazionsräthin eine Art von öffentlicher Assemblee war. Man sprach, man sang, man laß vor, man unterhielt sich mit unschuldigen Spielen, an denen jederman Theil nehmen konnte.

Das Betragen von Mutter und Tochter hielt jeden jungen Herrn in Ehrfurcht: und lange nachher haben noch einige derselben gestanden, daß sie diesem Hause vieles von ihrer Bildung zu danken hätten.

Auguste führte unterdes das ganze Hauswesen, und sie führte es mit der pünktlichsten Ordnung, die immer noch Zeit zu gesellschaftlichen Vergnügungen oder zum einsammen Lesen übrig läßt.

Ihr Betragen im Kreise so vieler Jünglinge war das alleevorsichtigste. Sie nahm nie ein Geschenk, das man irgend Geschenk nennen könnte; sie führte nie Korrespondenz, sie gab nie ein heimliches Rendezvous. Es war etwas ausserordentliches, wann sie mit müssigen Händen unter ihren Verehren saß, oder wann ihre Mutter sich von ihr entfernte. Sie war im Stande, den Bedienten zu rufen, und ihm eine Beschäftigung im Zimmer zu geben, wann sie ja zufälliger Weise mit einem ihrer Freunde allein war.

Alle diese Freunde wurden auf den nämlichen Fuß behandelt. Wäre Augustens Haus ein Kloster gewesen, und hätte sie mit ihren Freunden bloß durch das Gitter des Sprachsaals gesprochen: ihr Betragen hätte nicht schuldloser, und ihr Wandel nicht unbefleckter seyn können.

Dem-

Demohngeachtet erhob sich nach und nach die Lästerung gegen Augusten.

„Wenn das Mädchen, sagte die eine ihrer Beurtheilerinnen, öffentlich so frei mit jungen Mannspersonen umgeht, was muß nicht erst in Geheim vorgehen!“

„Es ist unmöglich; daß die brave Mutter alles weiß!“ sagte eine andere.

„Dem guten unerfahrnen Mädchen muß man es zu gute halten, aber die Mutter verdient keine Verzeihung;“ sagte eine dritte.

„Man muß alles mit dem Mantel der Liebe bedecken;“ sagte eine vierte, und schickte sogleich fort, um die Neuigkeit von Augustens schlechter Aufführung ein Paar guten Freundinnen melden zu lassen.

Anfangs nannte man es bloß möglich, daß im Hause der Legazionsräthin Geheimnisse vorgiengen: in kurzer Zeit wurde es wahrscheinlich, und endlich war es gewiß. Die Verläumdung schlich erst leise an den Toiletten von Ohr zu Ohr, und sprach dann laut auf den Wachtparaden, in den Bedientenstuben und in den Visitensälen. Und niemand hörte die Geschichten, die man auf Augustens Rechnung erzählte, mit innigerm Vergnügen, niemand glaubte sie herzlicher, niemand breitete sie mit größerm Eifer aus, als wer in Augustens Lage am wenigsten Auguste gewesen wäre.

Ein junger Mensch aus einem mächtigen Hause, der vor kurzem Dienste unter der Garde genommen hatte, hörte von der zweideutigen Auguste. Er war gewohnt, die eine Hälfte seiner müßigen Stunden dem Faraotische, und die andere dem Umgange mit gewissen Frauenzimmer zu schenken, die man nur im höchsten Nothfalle bei ihrem rechten schändlichen Namen nennt.

Er sah Augusten im Schauspielhause, fand sie über alle Vorstellung bezaubernd, und ließ sich ihr und ihrer Mutter vorstellen.

Eines Tages überfiel er Augusten zu einer ganz ungewöhnlichen Stunde. Sie war allein, er wurde nach einigen Minuten unverschämt, und wollte sie küssen. Sie schrie, und stieß ihn zurück. Er stand nicht in völligem Gleichgewichte, taumelte an die Ecke eines Schrankes, und bekam ein blaues Auge. Der Bediente trat diesen Augenblick herein, und Auguste entwischte in ein Nebenzimmer.

Des Tages darauf zog er auf die Wache, und seine Kameraden fragten: ob er auf den Augen gegangen wäre? Er erzählte jedem, der ihn fragte, unverholen seine Geschichte, und des Abends wußte die ganze Residenz, daß ein Lieutenant von der Garde sich bey Augusten ein blaues Auge geholt hätte.

Die ganze Residenz lachte; aber nicht auf Unkosten des schuldigen Offiziers, (ohngeachtet dieser auch in einem sehr schlechten Lichte dabei erschien) sondern auf Unkosten der unschuldigen Auguste.

„Wenn man nicht selbst Gelegenheit giebt, so untersteht sich niemand so etwas," sagte die eine, und suchte sich in die Brust zu werfen.

„Ich will nicht richten," sagte die andere, und rauschte mit dem Fächer, aber der Krug geht so lange zum Wasser, bis er bricht."

„Gerechter Himmel! es geht doch hier zu, wie in Sodom und Gomorra," sagte die dritte, und nahm eine Prise Taback, um sich von ihrem Schrecken zu erholen.

„Von dieser Zeit an bekamen Augustens Freundinnen von ihren Müttern Befehl, sich von Augustens Umgange zurück zu ziehen. Keines

dieser Mädchen konnte in ihrem Herzen unschuldiger seyn, als Auguste: demohngeachtet wurde Auguste nun für eine Person erklärt, mit der sie ehrenhalben keinen Umgang haben dürften.

Die Legazionsräthin und ihre Tochter ahndeten nachgerade die Ursache dieser Entfernung; aber die Mutter beruhigte sich damit, daß in ihrem Hause nichts Böses vorginge, und die Tochter war bewußt, daß sie auf ihre Unschuld trotzen konnte. Aber beide hätten bedenken sollen, daß in den Augen der Welt das noch nicht hinreichend sey.

Ohngefähr ein halbes Jahr nach der Begebenheit mit dem blauen Auge hatte der Held dieser Begebenheit einen ganzen Abend am Spieltische gesessen.

„Nun, Lieutenant, wie ists gegangen?“ fragte einer von den Zuschauern, als man vom Spielen aufstand.

„Je nun, ich muß halt zufrieden seyn;“ antwortete jener, und strich sein Geld ein: „ich bin so mit einem blauen Auge davon gekommen.“

„Hahaha! das passirt dem Lieutenant immer;“ fing ein ungeheuer dicker Rittmeister an, und lachte, daß die Fenster schütterten.

„Es freut mich, Herr Rittmeister,“ sagte der Lieutenant, „daß ich Ihnen Gelegenheit zu einer Mozion verschaffe. — Aber was zum Henker konnt' ich denn dazu, daß Auguste nicht vor dem verdammten Bedienten sicher war.“

„Pfui, Herr Kamerad!“ fing ein Dragoneroffizier an, der neben dem Rittmeister saß, und der im Hause der Legazionsräthin bekannt war; „Mein Herr, warum pfuien Sie denn, wenn man fragen darf?“ sagte der von der Garde.

„Weil das schlecht gesprochen war, Herr Kamerad.“

„Herr Kamerad hin, Herr Kamerad her! Ich bin unter der Garde, mein Herr, und ich mögte vor allen Dingen wissen, was ein Dragoner schlecht gesprochen nennt?“

„Herr, ein Dragoner hält jedem für nichtswürdig, der ein rechtschaffenes Mädchen beschimpft.“

„Mein Engelchen, ich will Sie, Ihre Mama und Ihre Fräuleins Schwestern nicht kennen lehren: aber seyn Sie so gut, und lehren Sie mich dafür nicht die rechtschaffenen Mädchen kennen.“

„Herr, mäßigen Sie sich, oder wir sprechen uns.“

„Ba, mein Herr Ritter, das wollen wir, das wollen wir!“

„Kinderchen, ihr müßt euch hol' mich der — die Hälse brechen, wenn ihr brave Kerls seyn wollt,“ sagte der dicke Rittmeister, stürzte ein Glas Burgunder hinein, und erbot sich zum Sekundanten.

Des Tags darauf erhielt nun der Gardeoffizier eine Ausforderung. Man stellte sich, man schlug sich auf Pistolen; der Lieutenant von der Garde kam unversehrt nach Hause, und der Dragoner war durch den rechten Arm geschossen.

Niemand wurde dabei härter gestraft, als die schuldlose, an nichts Arges denkene Auguste, die nun zum Mährchen und zum Spot der ganzen Residenz wurde. Selbst die besten Leute zukten die Achseln über ein Mädchen, um das sich zwei Offiziere geschlagen hatten.

Die jungen Kavaliere entfernten sich nach und nach aus dem Hause der Legationsräthin. Einige thaten dies, weil sie für ihren eigenen guten Namen besorgt waren, andere, weil sie nicht Schuld daran seyn wollten, daß Augustens guter Name noch mehr angefochten würde.

Die gute Mutter betrauerte ihre Unvorsichtigkeit. Auguste jammerte über den Verlust ihrer Freunde und Freundinnen; tröstete sich indes mit ihrer Unschuld, zerstreute sich durch Arbeit und durch Bücher, und hofte auf die Zukunft. Allein diese Zukunft ließ lange auf sich waren.

Auser ihrem Hanse werden Mutter und Tochter mit Kälte und wohl gar mit Eckel aufgenommen. Sie waren genöthiget, alle alte Verbindungen abzubrechen, der großen Welt völlig zu entsagen, und in der tiefsten Einsamkeit zu leben.

So wurde Auguste fünf und zwanzig Jahr alt, und sie war noch in ihrer Muter Hause: sie wurde sogar dreißig Jahre alt, und ihr Schicksal hatte sich noch nicht geändert. Während dieser Zeit nagte der geheime Kummer an der Gesundheit der Mutter, und noch mehr an den Reizen der Tochter.

Endlich nach vielen fruchtlosen Unterhandlungen, zu denen sich die gute Legazionsräthin mit der Zeit hatte herablassen müssen, meldete sich ein junger Mann von Verdiensten, der in einer benachbarten Stadt ein hübsches Amt erhalten hatte, und in der Residenz ziemlich unbekannt war. Auguste gab ihm ihre Hand, und ihre Mutter, die blos die Versorgung ihrer Tochter abgewartet zu haben schien, starb vier Wochen nach der Hochzeit.

Nicht lange darauf reisete der junge zufriedene Gemahl in die Residenz, und kam auf ein Kaffeehaus, um mit einem Freunde zu sprechen, den er da zu treffen hofte. Er setzte sich ganz stille nicht weit von einem Tische, an welchem man Punsch trank und hörte zu, was gesprochen wurde.

„Wißt ihr denn was Neues?“ fing einer aus der Punschgesellschaft an; „die lockere Auguste soll ja geheirathet haben.“

„Die Legazionsrathstochter?“ sagte der andere. „O das ist ja schon was Altes. — Je nun, es wird sich zeigen, ob aus einem liederlichen Mädchen noch ein gutes Weib werden kann.“

„Das ist wahr,“ sagte ein dritter, die Auguste hat ihre jungen Jahre redlich genossen.“

„Sie soll leben!“ sagte der vierte, und stieß mit dem Glase an. „Wer hat sie denn genommen?“

„Ich habe den Namen gewußt,“ sagte der zweite wieder. Es muß ein guter ehrlicher Kerl seyn. Er soll auch leben!“

Der ehrliche Mann, dessen Gesundheit getrunken wurde, schlich sich ganz leise fort, und hatte seit diesem Augenblicke keine zufriedne Stunde mehr.

Er kehrte zurück: Auguste kam ihm freudig entgegen, und erstarrte, als er den Arm ausreckte, um sie von sich entfernt zu halten. Sie fragte zärtlich, was ihm fehlte? und bekam keine Antwort. Sie zog sich demüthig zurück, und glaubte, daß er etwa eine Verdrießlichkeit gehabt hätte.

Allein sein Betragen änderte sich nicht. Er verrichtete täglich seine Geschäfte, gieng dann aus dem Hause, und kam sehr spät heim. Er hätte Augusten weniger gemarkert, wenn er ihr die bittersten Vorwürfe gemacht hätte.

Sie konnte endlich dieses schmähliche Stillschweigen nicht länger dulden. Sie erwartete ihn eines Abends, fiel ihm zu Fußen, umfaßte weinend seine Knie, und beschwor ihn, daß er ihr sagen mögte, was sie begangen hätte.

„Lassen sie mich, Madam!“ sagte er kalt. „Hätte man zu einer gewissen Zeit Ihren ehema-

ligen Wandel gewußt: so wären Sie heute nicht in diesem Hause."

Sie ließ seine Knie los, sank zu Boden, wurde ohne Empfindung zu Bette geschaft und lag zwei Tage darauf in einem hitzigen Fieber, das sie dem Tod nahe brachte. Sie wurde mit Mühe wieder hergestellt, aber der Friede ihres Lebens war dahin.

Sie jammerte in unaussprechlichen Leiden, und verfiel endlich in eine Auszehrung. Ihr Gemahl sorgte auf das zärtlichste für ihre Erhaltung, allein er entzog sich auf das hartnäckigste ihrem Anblick und ihren Rechtfertigungen. Sie hatte keine Freundin, an deren Busen sie ihren Jammer ausschütten konnte: sie war über alle Beschreibung elend.

Eines Tages, als Jahrmakt in der Stadt war, ließ sich eine Schuhmacherin bei ihr melden, deren Name ihr ganz unbekannt war. Sie ließ das Weib hereinführen, und setzte sich im Bette auf.

„Madam, sagte das Weib, wissen Sie noch, daß Sie einmal als Kind einem armen Bettelmädchen Ihre gestickten Pantoffelschuhe von den Füßen schenkten? Ich wollte die Schuh einem Suhmacher verkaufen, und das Geld meiner armen kranken Mutter bringen!"

„Der Mann hieß mich eine Spizbübin, erkundigte sich in Ihrem Hause, uud hörte, daß ich ehrlich war. Er gab mir Geld, und gieng mir heimlich nach. Meine Mutter starb in dem Augenblicke, da er hereintrat. Ich schrie und jammerte: er nahm mich in sein Haus."

„Die guten Leute hatten nur eine einzige Tochter: sie erzogen mich mit ihr, wie ihr eigen Kind."

„Die Tochter wuchs auf, und wurde ein bildschönes Mädchen. Wer sie sah, verliebte sich in sie, und man hieß sie nur die schöne Schustertochter. Sie hatte lauter vornehme Liebhaber, sie ließ sich von ihnen in die Komödie führen, sie sprach mit ihnen an der Hausthür, sie ging Abends mit ihnen auf der Straße spaziren.“

„Es währte nicht lange, so sagten die Leute, sie lebte ein bischen locker. Das war nun freilich nicht wahr; aber, liebe Madam, man muß unter den Leuten leben, also muß man sich auch bekümmern, was sie von einem reden.“

„Wie giengs am Ende? Die vornehmen Liebhaber blieben weg, und die schöne Schustertochter war so im Geschrei, daß sie am Ende froh war, da sie einen jungen Meister krigte, der aus der Fremde kam.“

Allein hinterher erfuhr der Mann bald das, bald jenes; und da gabs freilich keine gute Ehe. Das arme Weib härmte sich zu Tode, und vor einem Jahr hatte ich Hochzeit mit ihrem Wittwer. Ich habe beständig im Stillen vor mich hingelebt, und mein Mann trägt mich auf den Händen.“

„Und heute, Madam, bin ich hier zum Jahrmarkte, und da hat mir mein Mann ein Paar Schuhe mitgegeben, und läßt bitten, Sie mögten vorlieb nehmen, und mögten sie nur manchmal ansehn, wenn sie auch zum Anziehn zu schlecht wären.“

„Wir denken alle Tage an Sie, und wünschen Ihnen tausend Segen. Denn ohne Sie, Madam, hätten wir einander gewiß nicht kennen lernen.“

Auguste konnte nun nicht länger aushalten. Sie streckte die Hand aus dem Bette, war nicht im Stande zu sprechen, dankte dem ehrlichen

Weibe durch einen Händedruk, ließ sie von sich, und weinte sich satt.

Aber die freuherzige Erzählung der guten Frau ließ Stacheln in Augustens Herzen zurück, die ihren Lebenskräften den letzten Rest gaben.

Zwei Jahre nach ihrer Verheirathung machte der Gram ihrem Leben ein Ende. Das liebenswürdigste und schuldloseste Geschöpf unter der Sonne starb, verschmäht von der ganzen Welt, vermieden von ihren Freundinnen, und verachtet von ihrem Manne.

„Schwestern! Schwestern!" sagte sie tausendmal in ihrem Jammer, „ach, es ist nicht genug zu seyn, man muß auch scheinen!"

Aus den Bagatellen von Anton Wall, abgeändert.

Aeolus und Föbus. *)

Dem Sonnengotte rühmt einmal
Herr Aeolus, versehn mit kräftigen Beweisen,
Gar weidlich seine Macht. So pflegt sich, nur zur Dual
Des grössern Narrn, ein Narr zu preisen:
Allein der Weise lacht. Der schöne Gott des Lichts
Blieb ganz gelassen, unverändert
In seiner Ruh, antwortet nichts,
Und lächelt nur. „Laß sehn!" spricht Aeolus;
„dort schleudert
Ein Wanderer; laß sehn, was du vermagst!
So spottend du jezt meiner lachst,

*) Aeolus ist in der alten Fabellehre der Gott der Winde, und Föbus der Gott des Lichts, oder die Sonne.

Den Mantel reiß ich ihm vom Rücken;
Dir wird es nicht, ich wette drauf!
Den Mantel ihm zu nehmen, glücken."

Nun biefet Aeolus all' seine Kräfte auf;
Und hu! ein fürchterliches Sausen,
Fast in der halben Welt, beginnt;
Thurmhohe Meereswogen brausen,
Und Wolken jagt der Wirbelwind
Empor aus aufgewühltem Staube;
Und bebend seufzet die Natur,
Und ängstlich birgt im schwachen Laube
Sich jedes Blümchen auf der Flur.
Die Weid' und Pappel, die nur leise
Im Spiel der Winde flüsterten,
Drehn rauschend sich in einem Kreise.
Es fliehn die scheuen Vögelchen,
Verlassend die bestürmten Nester.
Die Eich' im Wald' allein steht kühn und flüster

Spot

Auf den vermeßnen Windegott;
Und unser Wanderer schnalt seinen Mantel fester,
Herrn Aeolus zu Troz und Spot!

Nun schweigt der Sturm; die Nacht am Himmel schwindet;
Sanft scheint die Son' herab und warm,
Zu warm dem Wanderer, drum bindet
Er seinen Mantel ab, und nimmt ihn unfern Arm;
Und seht! Herr Aeolus verschwindet.
O lacht! Beschämt schleicht er nach Haus,
Und forderte nicht mehr den Gott der Sonn' heraus.

Tiedge.

Der wilde Apfelbaum.

In dem holen Stamme eines wilden Apfelbaumes ließ sich ein Schwarm Bienen nieder. Sie fülten ihn mit den Schäzen ihres Honigs, und der Baum ward so stolz darauf, daß er alle andre Bäume gegen sich verachtete.

Da rief ihm ein Rosenstok zu: „Elender Stolz auf geliehne Süßigkeit! Ist deine Frucht darum weniger herbe? In diese treibe den Honig hinauf, wenn du es vermagst; und dann erst wird dich der Mensch segnen!“ Lessing.

Die Hunde.

Wie ausgeartet ist hier zu Lande unser Geschlecht! sagte ein gewisser Budel. In dem fernen Welttheile, welchen die Menschen Indien nennen, da, da giebt es noch rechte Hunde; Hunde, meine Brüder — ihr werdet es mir nicht glauben, und doch habe ich es mit meinen Augen gesehen, — die auch einen Löwen nicht fürchten, und kühn mit ihm anbinden.

„Aber,“ fragte den Budel ein gesezter Jagdhund, „überwinden sie ihn denn auch, den Löwen?“

Ueberwinden? war die Antwort. Das kann ich nun eben nicht sagen. Gleichwohl, bedenket nur, einen Löwen anzufallen! —

„O,“ fuhr der Jagdhund fort, wenn sie ihn nicht überwinden, so sind deine gepriesenen Hunde in Indien — besser als wir, so viel als nichts — aber ein gut Theil dümmer!“

Lessing.

Der Stier und der Hirsch.

Ein schwerfälliger Stier und ein flüchtiger Hirsch weideten auf einer Wiese zusammen.

„Hirsch,“ sagte der Stier, „wenn uns der Löwe anfallen sollte, so laß uns für einen Mann stehen, wir wollen ihn tapfer abweisen.“ —

Das muthe mir nicht zu, erwiederte der Hirsch; denn, warum sollte ich mich mit dem Löwen in ein ungleiches Gefecht einlassen, da ich ihm sichrer entlaufen kann. Lessing.

Der Löwe und der Hase.

Ein Löwe würdigte einen drolligten Hasen seiner nähern Bekanntschaft.

„Aber ist es denn wahr,“ fragte ihn einst der Hase, „daß euch Löwen ein elender krähender Hahn so leicht verjagen kann?“

Allerdings ist es wahr, antwortete der Löwe; und es ist eine allgemeine Anmerkung, daß wir großen Thiere durchgängig eine Schwachheit an uns haben. So wirst du z. E. von dem Elefanten gehört haben, daß ihm das Grunzen eines Schweins Schauder und Entsezen erwekt. —

„Wahrhaftig?“ unterbrach ihn der Hase — „Ja, nun begreif ich auch, warum wir Hasen uns so entsetzlich vor den Hunden fürchten!“

Lessing.

Am Geburtstage einer Freundin.

Herrlich ist der Frühlingsmond,
Wann, umschwebt von Balsamdüften,

In den Thälern, in den Lüften
Sichtbar Gottes Segen wohnt;
Wann, einander liebzukosen,
Eine Blumenschaar aus tausend Knospen dringt,
Und die Nachtigal den Rosen
Ihr Geburtslied singt,

Herrlicher ist noch die Stunde,
Noch in einem süßern Bunde
Müssen Erd und Himmel stehn,
Wann ein Engel, ungesehn,
Eine schöne Mädchenseel' hernieder
Aus der Seelen Vaterlande trägt,
Daß, von Lieb' und Unschuld groß gepflegt,
Wallend durch des Lebens Dorngewinde,
Sie das Paradies verkünde!

J. G. Jacobi.

Du Bois und Fanchon.

Als Herr Moores, ein reisender Engländer, sich zu Paris befand, ward er von seinem Freunde, dem Marquis F., einem französischen Offiziere, zu einer Landparthie eingeladen.

Nachdem sie einige Meilen weit gefahren waren, erblikten sie einen hübschen jungen Kerl in einer alten Soldatenmontur. Er saß unter einem Baum auf dem Grase, nicht weit von der Landstraße, und spielte zum Zeitvertreibe auf der Geige.

Als wir nun, erzählt Herr Moores, hinkamen, wurden wir gewahr, daß er ein hölzernes Bein hatte, das zum Theil zersplittert neben ihm lag.

„Was thut ihr hier, Soldat?“ fragte der Marquis.

Ich bin auf meiner Heimreise, mein Offizier, antwortete der Soldat.

„Aber, mein armer Freund, das wird verzweifelt lange dauern, ehe ihr eure Reise endigt, wenn ihr kein anderes Fuhrwerk habt, als dies; "wobei er auf die Trümmern seines hölzernen Beines wies.

Ich warte auf meine Equipage und mein ganzes Gefolge, und wenn ich mich nicht sehr irre, so sehe ich sie eben jezt dort den Hügel herunter kommen.

Wir sahen eine Art von Karren, mit einem Pferde bespant, in welchem eine Frauensperson und ein Bauer saßen, der das Pferd trieb.

Indes sie näher kamen, erzählte uns der Soldat: „er sey in Korsika verwundet worden, und man habe ihm darauf das Bein abnehmen müssen. Noch ehe er zu Felde gegangen sey, habe er sich mit einem jungen Mädchen aus der Nachbarschaft verlobt; die Heirath sey bis auf seine Zurükkunft ausgesezt worden; — als er aber mit einem hölzernen Beine erschienen sey, haben alle Anverwandte des Mädchens sich der Heirath widersezt."

„Die Mutter des Mädchens, dessen Vater schon todt gewesen, als er seine Bewerbung um sie angefangen, sey ihm allezeit günstig gewesen; aber während seiner Abwesenheit ausser Landes, gestorben. Doch sey das Mädchen ihm beständig treu geblieben, und habe eingewilliget, ihre Anverwandten zu verlassen, um mit ihm über Paris nach demjenigen Flecken abzureisen, wo er geboren wäre, und wo sein Vater noch lebte."

„Unterwegs sey ihm sein hölzernes Bein zerbrochen; seine Geliebte habe deshalb nach dem nächsten Dorfe gehen müssen, einen Karn zu holen, um ihn dorthin fahren zu lassen, wo er

so lange bleiben wolle, bis der Zimmermann ihm ein neues Bein gemacht hätte."

„Es ist ein Unglük, mein Herr Offizier, setzte der Soldat hinzu, das sich bald vergüten läßt — und da ist nun meine Freundin!"

Das Mädchen sprang vor dem Karn her, ergrif die ausgestrekte Hand ihres Geliebten, und sagte ihm mit einem holden zärtlichen Lächeln: sie habe einen treflichen Zimmermann gefunden, der ihr versprochen habe, ihm ein Bein zu machen, das nicht brechen sollte; morgen sollte es fertig seyn, und dann könnten sie ihre Reise fortsezen.

Der Soldat dankte ihr mit einem herzlichen Handdruk.

„Ihr müßt sehr müde seyn, meine Liebe; "sagte der Marquis.

Man wird nicht so leicht müde, mein Herr, wenn man für seine Freunde arbeitet, versetzte das Mädchen.

Der Soldat küßte ihr mit einer galanten und zärtlichen Miene die Hand.

„Wenn ein Mädchen einem Manne einmal gut ist, so, sehen Sie wohl, sagte der Marquis zu mir, ists nicht ein Bein mehr oder weniger, das sie bewegen kann, ihre Gesinnungen zu ändern."

Auch waren es nicht seine Beine, sagte Fanchon, die auf mein Herz einigen Eindruk machten.

„Diese beiden guten Leute, sagte hierauf der Marquis zu mir, haben zusammen nur drei Beine, und wir haben vier; wenn's Ihnen nicht zuwider ist, so sollen sie unser Fuhrwerk haben, und wir wollen ihnen zu Fuß bis ins Dorf nachfolgen, und dann sehen, was noch weiter für sie zu thun ist."

Nie in meinem Leben habe ich mit größerem Vergnügen in einen Vorschlag gewilliget.

Der Soldat fing an Schwierigkeiten zu machen, sich in's Vis à Vis *) zu sezen. Aber der Marquis sagte: kommt, kommt, Freund, ich bin ein Oberster, und ihr müßt mir gehorchen. Sezt euch ohne Umstände hinein.

Laßt uns hinein, mein guter Freund, sagte das Mädgen, da doch diese Herren so sehr darauf bestehn, uns diese Ehre zu erweisen."

Ein Mädchen, wie ihr, würde die schönste Karosse in Frankreich zieren, sagte der Marquis. Wie würde ich mich freuen, wenn's in meiner Macht stünde, euch glücklich zu machen!

„Dafür lassen sie mich sorgen, mein Herr Obrist," versezte der Soldat.

Ich bin schon so glücklich, wie eine Königin, sagte Fanchon. Fort fuhr die Chaise, und der Marquis und ich folgten nach.

Da wir im Wirthshause anlangten, wohin wir dem Postknechte zu fahren befohlen hatten, trafen wir den Soldaten und seine Fanchon an.

Ich fragte den erstern: sagt mir doch, wie gedenkt ihr euch und eure Frau zu nähren?

„Wer Mittel gefunden hat, fünf Jahre lang vom Soldatensolde zu leben, versezte er, der wird seine übrige Lebenszeit über sich leicht behelfen können."

„Ich kann ziemlich wohl auf der Violine spielen, setzte er hinzu; und vielleicht giebts in Frankreich keinen Flecken von der Grösse, wo so viele Hochzeiten vorfielen, als in dem, wo wir uns niederlassen wollen: Es wird mir also nie an Arbeit fehlen." Und

*) Eine Kutsche für zwei Personen, die einander gegen übersitzen.

„Und ich, sagte Fanchon, kann Haarneze und seidene Börsen weben, und Strümpfe stikken. Ausserdem hat mein Oheim zweihundert Livres in Händen, die mir zugehören.“

„Und ich, sagte der Soldat, habe funfzehn Livres in meiner Tasche; und überdies zwei Louisd'or einem armen Bauren geliehen, damit er die Abgaben entrichten konnte; die er mir wieder bezahlen wird, wenn er kann.“

„Sie sehen, mein Herr, sagte Fanchon zu mir, daß wir eben nicht sehr arm sind. — Können wir nicht glücklich seyn, mein guter Freund? (indem sie sich mit einem zärtlichen Blicke an ihren Geliebten wandte) Das müßte gewiß durch unsere eigene Schuld geschehen.“

Wenn du nicht glücklich wärest, meine süße Freundin, sagte der Soldat sehr eifrig, so würde ich sehr zu bedauren seyn!“

Nie fühlte ich eine entzückendere Aufwallung. — Dem Marquis zitterte eine Thräne im Auge. — „Bei meiner Treue, sagte er zu mir, dies ist eine weinerliche Komödie!“

Dann wandte er sich an Fanchon:

„Komm hierher, mein Kind! Bis ihr eure zweihundert Livres bezahlt bekommt, und bis mein Freund hier seine zwei Louisd'or wieder erhält, nimm dies von mir an;“ und gab ihr eine Börse voll Gold in die Hand.

„Ich hoffe, ihr werdet euren Mann beständig lieben, und von ihm beständig geliebt werden. Meldet mir von Zeit zu Zeit, wie es euch geht, und womit ich euch dienen kann.“

„Der Himmel segne euch Beide, fuhr er fort; und möge der nie wissen, was Glückseligkeit ist, der es versucht die eurige zu stören!“

„Ich will mich bemühen, für euch, mein Mitsoldat irgend ein einträglicheres Geschäft, als das Violinspielen, auszufinden. Indessen bleibet hier, bis eine Kutsche kömmt, die euch beide heute Abend nach Paris bringen soll.“

„Mein Bedienter soll euch eine Wohnung verschaffen, und den besten Wundarzt für hölzerne Beine, der nur zu finden ist. Wen ihr ausstaffirt seyd, so besucht mich, ehe ihr heim reiset.“

„Lebt wohl, mein Biedermann! Seyd gegen Fanchon gütig; sie scheint eurer Liebe werth zu seyn!“

„Lebt wohl, Fanchon! Es wird mir eine Freude seyn, wenn ich künftig erfahre, daß ihr euren Du Bois noch eben so sehr liebt, als jetzt.“

Und damit drückte er ihnen beiden die Hand; schob mich vor sich in die Chaise, und fort fuhren wir.

Aus Moores Abriß des gesellschaftlichen Lebens und der Sitten in Frankreich der Schweiz und Deutschland.

Lied der Swestern

an ihres Bruders Geburtstage.

Freundlich fällt der Sonne Licht
Auf des Mannes Angesicht,
Dessen Auge sonder Arg
Nie geheime Tücke barg.

Der aus freuer Wahl die Hand
Als ein unverlezlich Pfand,
Jeder gufen Seele beuf,
Keinem frozt und keinen scheuf.

Wo er geht mit festem Schrit,
Gehn die guten Seelen mit,
Denn er wandelt und recht und frei,
Alle Tugend wohnt ihm bei.

Tugend macht bei dem ihr Zelt,
Welcher Wort und Bündniß hält;
Und in ihrem milden Schein
Ziehen Gottes Engel ein.

Nur die Falschen hassen ihn:
Wenn er eifert, muß entfliehn,
Wer auf Lippen Honig trägt,
Aber Groll im Busen hegt.

Lobt, ihr Männer, lobt den Mann,
Preist ihn selig: denn er kann
Zeugen fordern, sicher stehn,
Und getrost gen Himmel sehn.

Dieses Loblied singen wir
Liebevoll, o Bruder, dir;
Freundlich fällt der Sonne Licht
Auf dein treues Angesicht.

Offen ist es, wahr und gut:
Unser aller Auge ruht
Gern auf deinem! Seelig ist,
Welche dich als Schwester küßt!

J. G. Jacobi.

Der Maulwurf.

Eine Fantasie.

Da liegst du nun zu meinen Füßen, ehrlicher Maulwurf, und ich stütze mich auf mein Grabscheid, und betrachte dich. —

Du hast mir diesen Sommer über mit deinem kleinen Rüssel und mit deinen vier unansehnlichen Pfoten so viel Sorge gemacht! Und jetzt ist zwischen dir und einem Feldherrn, der funfzig Städte verwüstet hat, und der nun auf dem Paradebette liegt, nicht der geringste Unterschied: ich müßte denn das für Unterschied nehmen, daß du ein todter Maulwurf bist, und er ein todter Feldherr.

Du bist in deinem Berufe gestorben; denn ich erschlug dich in dem Augenblicke, da du wühltest. Aber die Bergleute, die uns das Gold suchen, für welchen wir unsern Thee, unsern Kaffee und unsere Nervenkrankheiten kaufen, und die bewafneten Tagelöhner, die dem Schach von Persien, den sie nie gesehn haben, ein Dorf eroben, das ihm nach keinem Rechte gehört, sterben auch in ihrem Berufe.

Unterdessen kenne ich unter meinen Brüdern einige Könige der Völker, die ihr Leben beim Becher aufgaben, und einige Priester, die in den Armen der Wollust starben. Deine kleine abgeschiedene Seele hat einen Trost mehr, als diese.

Warum es aber in der unermeßlichen Reihe der Dinge einen solchen Beruf giebt, wie der Deinige — warum ich nicht leben kann, ohne daß mir mein Garten seine Fürchte bringt, und warum du nicht leben kannst, ohne daß du meinen Garten verwüstest — das weiß ich nicht.

Einige meiner Brüder, die man Weltweise nennt, glauben etwas davon errathen zu können. Aber viel wird es doch auch nicht seyn, was sie davon begreifen. Denn sie kennen doch auch nur den hunderttausendsten Theil von einem Pünktchen der großen unermeßlichen Schöpfung, und sein Zusam-

menhang mit den übrigen Theilen ist ihnen fast so unbekannt, als dir der Plan von einem britischen Linienschiffe, oder von dem Speisesaale eines Domherrn.

Aber es wird die Zeit kommen, da meine Brüder, die Weltweisen, und wir andern Brüder alle, und — freue dich, Maulwurfsseele! — villeicht auch du, von dem großen Plane der Schöpfung mehr übersehen werden. —

Ich weiß recht wohl, ehrlicher Maulwurf, daß du nicht nach den Wurzeln meiner Blumen und meiner Kräuter wühltest, sondern nach den Regenwürmen, die mir diese Wurzeln abfraßen. Du führtest Krieg mit meinen Feinden, und ich hätte dir danken sollen. Aber du kömmst mir vor, wie meine Brüder, die Richter und Sachwalter. Sie bringen uns um unser Hab und Gut, während sie uns dasselbe vertheidigen. Ich konnte dich ohnmöglich länger wühlen lassen.

Deine kleinen Augen konnten zwar nicht so viel vertragen, als die meinigen, und du sahst vielleicht nicht so weit, als ich. Dein kleiner Verstand war zwar nicht fähig zusammen zu rechnen, daß vier eben so viel sey, als zwei und zwei, noch zu untersuchen, was eine gute und was eine böse Handlung sey.

Allein du hattest viel feinere Geruchsnerven, als ich, und du besaßest ein viel leiser Gehör. Dein Rüssel war künstlicher gebaut, als die schönste Flötenuhr des reichsten Finanzpächters; *) und deine Pfoten waren zu deinem Berufe zweckmäßiger eingerichtet, als unsere besten ökonomi-

*) Ein Mann, der von dem Landesherrn gewisse Staatseinkünfte gepachtet hat.

schen Werkzeuge zu dem Gebrauche, zu dem man sie erfunden hat. Ueberdem besäßest du Empfindung und Leben, so gut als ich, du liebtest dein Daseyn, und verabscheutest deine Zerstörung.

Ich würde denjenigen von meinen Brüdern schelten, der in meinem Angesicht eine Flötenuhr zerstörte, wenn sie auch meinem Feinde gehörte. Demohngeachtet habe ich dich erschlagen, armer Maulwurf! Aber wie du, nach den Gesezen deines Daseyns, Regenwürmer zerstörtest, welche auch lebten und ihr Leben liebten: so habe ich, nach den Gesezen meines Daseyns dich zerstört.

Der dich, den Regenwurm und mich geschaffen hat, ist der Urheber dieser Geseze, und weiß allein, warum die empfindenden Geschöpfe seines Erdbodens so beschaffen seyn sollen, daß immer eins der Mörder des andern seyn mußte.

Unterdes, ich habe dich erschlagen, aber ich habe dich nicht gemartert. In dem Augenblicke, da die Schmerzen deiner Zerstörung anfingen, verlorst du das Vermögen sie zu empfinden. Ich habe die Geseze als ein barmherziger Richter an dir vollzogen.

Die Dinge in der Welt hängen so wunderbar zusammen, ehrlicher Maulwurf! daß ich jezt zum Exempel aus Neugierde wissen mögte, was der Schlag, mit dem ich dich tödtete, vielleicht für eine Veränderung in der Geschichte des Erdbodens machen wird. Irgend etwas Gutes wird über kurz oder lang zuverlässig daraus erfolgen — denn in der großen Stadt Gottes zwekt alles, was geschieht, am Ende auf etwas Gutes ab — aber; was mag es nun eigentlich seyn, was daraus erfolgen wird?

Ich will einmal träumen.

Dort auf jenem Beete steht eine ganz junge Nachtviolenpflanze. Sie würde künftigen Frühling sehr wohlriechende Blumen tragen. Ein zartes Mädchen pflükte sie, sezte sie ins Wasser, und nahm sie in ihr Kämmerchen. Der starke Duft, der das Kämmerchen am Abend durchwalte, fiel dem zarten Mädchen auf die Nerven; es fühlte sich ungewöhnlich schläfrig und entschlief, den Kopf aufs Klavier gelegt.

Der Sturm, der bald darauf entstand, schlug das Fenster auf, welches noch nicht recht eingehängt war. Das Fenster stieß den Vorhang in das noch brennende Licht — der Vorhang brannte an und entzündete das Haus, und im Sturm fielen einige Straßen, sogar das Archiv des Staats, in die Asche — hundert Jahr darnach entstand ein Krieg wegen einer wichtigen Urkunde, die mit verbrannt war, und zwanzig Provinzen wurden während dieses Krieges verwüstet.

Dies ganze Unheil ist nun verhindert.

Denn du hättest in acht Tagen den Regenwurm gefressen, der in neun Tagen aus seinem Loche kriechen, das junge Pflänzchen mit der Wurzel ausreissen, und zu sich in die Erde hinabziehen wird.

Das Pflänzchen wächst nun nicht, und das zarte Mädchen wird von dem starken Wohlgeruch desselben in seinem Kämmerchen nicht betäubt werden.

Komm her, ehrlicher Maulwurf! Ich will dich hier neben meinem schönsten Rosenstocke begraben. Vielleicht übers Jahr duften einige Theilchen deiner Hülle, aus der lieblichsten Rose hervor; und wer weiß, treffen sich

in tausend Jahren Theilchen von dieser Hülle und von der Hülle deines Mörders neben einander, es sey nun in dem Brautkranze einer Bäuerin, oder in dem Demantdegen eines Monarchen.

Aus den Bagatellen von Anton Wall. (Abgeändert.)

MONACENSIS

Inhalt.

Erste Abtheilung.

		Seite.
1	Fritz, der Näscher.	1
2	Das reinliche Kind.	2
3	Seiner liebsten Großmama an ihrem acht und siebenzigsten Geburtstage gewidmet.	4
4	Seinem liebsten Großpapa an seinem acht und sechzigsten Geburtstage gewidmet.	6
5	Midas. Ein Mährchen für Kinder, bei langen Winterabenden.	7
6	Ein bewährtes Mittel recht lange, recht gesund und froh zu leben.	10
7	Die Fischer.	15
8	Die Freuden des Stadtlebens.	16
9	Liebe und Gehorsam gegen die Eltern.	24
10	Folgen der Ordnung und Unordnung.	25
11	Der kleine Vogelfänger.	30
12	An den Dezember.	32
13	Gespräch über das vorstehende Gedicht.	34
14	Auf den Wechsel der Jahrszeiten.	37
15	Man muß das Gute, aber nicht die Thorheiten anderer nachahmen?	38
16	Der Affe.	39
17	Was sind Kennzeichen?	—
18	Frizchen an einen Papagai.	43
19	Was ist eine Eigenschaft?	44
20	Der Schmetterling und die Biene.	48
21	Was ist Unterschied und Gleichheit?	—

Seite.

22 Frizchens Abschied von seinem Stecken-
pferde. 51
23 Was heißt: glückselig seyn? 52
24 Wie mans treibt, so gehts! 56
25 Was ist Mitleid? 58
26 Soll man denn auch die bösen Menschen
lieb haben? 60
27 Rede eines siebenjährigen Mädchens an
ihres Vaters Geburtstage, nach der Auf-
führung des Edelknaben. 62
28 Was ist Ursache, und was ist Wirkung? 64

Zweite Abtheilung.

29 Der Garten des Lebens. 67
30 Das Scherradenspiel. 69
31 Eine Geschichte vom heil. Weihnachts-
abend. 90
32 Holien. 94
33 Abendgesang. 95
34 Aus dem Rosengarten des persischen Dich-
ters Sadi. 96
35 An die Gräfin Aline von N. ***, als sie
drei Monate alt war. 98
36 An Klärchen auf ihren Geburtstag. Im
Namen zweier Schwestern. 100
37 Der edelmüthige Landman. Eine wah-
re Erzählung. 101
38 Die Tabakspfeife. 106
39 Zwölf brave Söhne. 108
40 Der Seidenwurm. 110
41 Warum man sparsam seyn muß? —
42 Minna. 114
43 Das geduldige Schaf. 116
44 Eine seltene Begebenheit am 8ten No-
vember 1783. 117

Seite.

45 Morgenlied eines Bauermanns. 120
46 Der Schooshund. 122
47 Ein leichtes und sicheres Mittel, mit jedem Tage besser und glücklicher zu werden. 123
48 Die Fürsten. 130
49 Der gestäubte Thierquäler. 131
50 Das gute Rosenmädchen. 133
51 Wahrer Patriotismus. 137
52 Frühlingsgesang. 138
53 An meinen Schuzengel. 140
54 Die Akademie der Wissenschaften. Ein Spiel. 141
55 An Jünglinge. 151
56 Tugendhafte Ueberwindung der Begierde nach Leckereien. 152

Dritte Abtheilung.

57 Zuruf an Jünglinge. 153
58 An eine empfindsame Romanleserin. 156
59 Willich, oder der gute Haushälter. 159
60 Auf die Stelle, wo Gustav Adolph in der Schlacht bei Lützen blieb. 171
61 Baharam. 172
62 Das Chamäleon. 175
63 Salomo. Eine Fabel. 179
64 Der Bär und der Löwe. Eine Fabel für Prinzen. 180
65 Rührendes Beispiel der Gottesfurcht eines jungen Indianers. 181
66 Lied eines alten Juden. 185
67 Frühlingslied. 187
68 Zwei merkwürdige Reden, in einer indianischen Rathsversammlung gehalten. 189
69 Lied zur Einsaat. 193

		Seite.
70	Am Neujahrsabend. An Julchen.	193
71	Tugend und Freude sind ewig verwandt!	196
72	Der Mann einzig in seiner Art.	197
73	An Gott.	202
74	Anekdote vom Schultheiß Wengi.	203
75	Tobias Wiff.	204
76	Lob der Tonkunst.	209
77	Die Geschichte des alten Wolfs, in sieben Fabeln.	211
78	Die Ankunft des Frühlings.	215
79	Auguste. Eine wahre Geschichte, jungen Frauenzimmern zur Warnung erzählt.	217
80	Aeolus und Föbus.	233
81	Der wilde Apfelbaum.	235
82	Die Hunde.	—
83	Der Stier und der Hirsch.	236
84	Der Löwe und der Hase.	—
85	Am Geburtstage einer Freundin.	—
86	Du Bois und Fanchon.	237
87	Lied der Schwestern an ihres Bruders Geburtstage.	242
88	Der Maulwurf. Eine Fantasie.	243

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Campe, Joachim Heinrich, 1746-1818

Kleine Kinderbibliothek

Bd.: 6

Wien 1789

Paed.pr. 4415 p-5/6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10761771-5
VD18 80046673-001